

I. Aufsätze und Dispositionen.

1. Die verschiedenen Ansichten des Prinzen Friedrich von Homburg in dem Schauspiel H. v. Kleists.

Anordnung.

A. Der Kurfürst handelt nach festen Grundsätzen.

B. Der Prinz wechselt seine Ansichten. Diese betreffen

I. das Verhalten der beteiligten Personen in einem bestimmten
Disziplinarfalle, nämlich

1. sein eigenes Vorgehen in der Schlacht; er hält

a. anfangs

a. seinen Ungehorsam für berechtigt,

b. seine Schuld für gering gegen sein Verdienst;

b. später hat er die entgegengesetzte Ansicht.

2. Des Kurfürsten Strenge hält er

a. anfangs nach einander

a. für ein herzloses Spiel aus Selbstliebe,

b. für eine nur scheinbare Härte,

c. für eine politische Nützlichkeitsmaßregel;

b. später erkennt er den edlen Charakter des Kurfürsten an.

II. den Wert und Inhalt des Lebens überhaupt.

1. Vor seiner Umwandlung sieht er sein Lebensglück,

a. solange sein Leben noch nicht bedroht ist, in dem Gewinn und Genuß von Ruhm und Liebe;

b. als er sein Grab gesehen hat, in dem bloßen Dasein ohne Ruhm und Liebe;

2. nachher erscheint ihm als höheres Gut, als Seligkeit

a. die Selbstüberwindung durch einen freien Tod,

b. das Bewußtsein der Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes.

C. Der gereifte Prinz erhält den Lohn und beginnt ein neues Leben.

Ausführung.

Von den beiden Hauptpersonen in Heinrich von Kleists Prinzen A. Friedrich von Homburg tritt uns der Kurfürst als ein fertiger, in sich ge-

festigter Charakter entgegen, der in wohlüberlegter Absicht nach erprobten Grundsätzen männliche Entschlüsse faßt und ausführt, während der jugendliche Prinz noch im Werden begriffen ist.

B. Zwar mit vielversprechenden Anlagen und anziehender Liebenswürdigkeit ausgestattet, aber noch ohne Festigkeit und Stetigkeit, muß er vor unsern Augen erst durch bittere Erfahrungen seine Schwächen beseitigen und seinen Charakter reifen. Deutlich zeigt sich die Umwandlung, die mit ihm vorgeht, darin, daß er im Verlauf der Handlung gewisse Ansichten aufgibt und sich zu der entgegengesetzten Meinung bekehrt.

I. Zunächst stimmt er mit dem Kurfürsten in der Beurteilung eines einzelnen Falles nicht überein, indem er sein dienstliches Vergehen und das sich daran anschließende gerichtliche Verfahren mit andern Augen ansieht als der Kurfürst und erst nach und nach zu einer andern Ansicht gelangt.

1. a. In der Schlacht übertritt er nämlich den bestimmten Befehl des Kriegsherrn, nicht eher „Fanfare blasen zu lassen“, als bis ihm ein Offizier den ausdrücklichen Befehl zum Angriff gebracht habe (1, 328—331). Das ist ein schlimmer Verstoß gegen die Disziplin. Es ist zweifellos, daß sich der Prinz dessen genau bewußt ist, daß er gegen diesen Befehl handelt. Er kennt ihn und setzt ausdrücklich seinen eigenen, anders lautenden Befehl dagegen: „Und jetzt ist die Parol, ihr Herrn: ein Schurke, Wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!“ (2, 127 f.) Ja, er übernimmt die unbedingte Verantwortlichkeit dafür mit den klaren Worten: „Ich nehm's auf meine Kappe“ (2, 132). Er glaubt also sicher, seine Eigenmächtigkeit rechtfertigen zu können, und denkt nicht im entferntesten daran, daß es sich dabei um seinen Kopf handelt.

a. Wenn er so im Augenblicke des Handelns seine Tat vertreten zu können glaubt, muß er wohl der Ansicht sein, daß er in diesem Augenblicke das Recht habe, die „Order vom Herzen zu empfangen“ und Kottwitz vorzuwerfen, daß er „so langsam reite“ (2, 109 f), so schwerfällig von Entschluß sei, wo ihn Begeisterung für das Vaterland, Drang nach Heldentaten und Verachtung der äußeren Gefahr zu feuriger Zustimmung hinreißen sollte; er muß sich wohl für berechtigt halten, als Vorgesetzter und General seine dienstliche Stellung und Gewalt zu benutzen, um die widerstrebenden Offiziere zur Folgsamkeit zu zwingen.

b. Auch nach der Schlacht leugnet er seine Schuld nicht, weder bei der Verhaftung noch vor dem Kriegsgericht; nach der Fällung des Spruches gibt er sogar zu, daß „das Kriegsgericht auf den Tod erkennen mußte, so laute das Gesetz, nach dem es richte“ (3, 80 f). Aber er hält seine Schuld für wettgemacht, für ausgeglichen durch den Sieg, den er davongetragen hat. Darum fragt er, als ihm der Degen abgefordert wird, so aufgeregt: „Sind denn die Märkischen geschlagen worden?“ (2, 408.) Er meint, sein Verhalten an diesem Tage müsse nach dem Erfolge geschätzt werden, den er seiner Meinung nach errungen habe, und setzt den Wert dieses Erfolges sehr hoch an. „War's denn ein todeswürdiges Verbrechen, Zwei Augenblicke früher als befohlen Die schwed'sche Macht in Staub gelegt zu haben?“

fragt er und vergleicht sein Vergehen einem „Fehl, der Brille kaum bemerkbar, In dem Demanten“ des Sieges, den er dem Kurfürsten geschenkt habe (3, 58 ff und 109 f).

Nach seiner Umwandlung dagegen erklärt er, er wolle „das heilige b. Gesetz des Krieges, Das er verlegt im Angesicht des Heeres, Durch einen freien Tod verherrlichen“ (5, 356 ff) und gesteht, daß er dem Kurfürsten „am Tage der Entscheidung Mit übereiltem Eifer gedient“ habe (5, 374 f). Da denkt er also nicht mehr daran, seinen Ungehorsam mit dem höheren Gebote des Herzens zu rechtfertigen, erkennt vielmehr gern an, daß ihm Rottwig in seinem Eifer, ihn zu retten, „mehr tue, als er am Tage der Schlacht um ihn verdient“ habe (5, 346 f). Damit gesteht er sein Unrecht ein, weil er eingesehen hat, daß seine Schuld doch nicht so gering ist, wie er angenommen hatte. Schon im Gefängnis hatte er zu Natalien gesagt: „Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust“ (4, 304). Auch seinen Sieg sieht er jetzt anders an als früher. Denn wenn er einen künftigen Sieg, den er etwa im Falle der Begnadigung noch erringen könnte, im Vergleich zu dem Triumphe über den Feind in seinem Innern, „den Troß, den Übermut“ nur „dürftig“ nennen kann (5, 360 f), so kann er auch seinen am Schlachttage erfochtenen Sieg nicht mehr für wertvoller ansehen als die Unterwerfung unter das Gesetz.

Natürlich kann der Prinz auch dem Kurfürsten nicht gerecht werden, 2. solange er über seine Schuld noch die frühere Ansicht hegt. Er beurteilt seine Strenge aber verschieden.

Anfangs glaubt er in seiner Erregung, der Kurfürst wolle „den Brutus spielen“, ihm „starr wie die Antike entgegenkommen“ und „bewundern“ werden, wenn er den Sohn nach dem Buchstaben des Gesetzes dem Beile überliefere (2, 412 ff). Er traut ihm sogar die Kleinlichkeit und Herzlosigkeit zu, daß er aus Reid die Uebertretung nur zum Vorwande nehme, um den glücklichen Sieger, „mißgünstig in den Staub daniederzutreten“ (3, 49) und das eigene Heldentum durch die Erstückung „des Edelmuten und der Liebe“ wieder aufleuchten zu lassen, nachdem es durch des Prinzen Heldensieg verdunkelt zu sein schien; einem solchen Richter glaubt er Troß entgegenzusetzen und zeigen zu müssen, daß er sich über ihn erhebe, indem er ihn bedauere (2, 423).

Als er dann ruhiger geworden ist und nach dem Verhör und dem b. kriegsgerichtlichen Urteilspruch den Besuch Hohenzollerns im Stadthause empfängt, hat diese Ansicht einer anderen Platz gemacht. Vor der Schranke des Gerichts hat sich sein Vertrauen zum Kurfürsten wiedergesunden (3, 56 f), und er meint nun: „Der Kurfürst hat getan, was Pflicht erheischte, Und nun wird er dem Herzen auch gehorchen“ (3, 30 f), „Er sammelt diese Nacht von Wolken Nur um mein Haupt, um wie die Sonne mir Durch ihren Dunstkreis strahlend aufzueh’n“ (3, 67 ff) und „Oh er solch ein Urteil läßt vollstrecken, Oh er dies Herz hier, das getreu ihn liebt, Auf eines Tuches Wink der Kugel preisgibt, Oh, sieh, oh öffnet er die eigne Brust sich Und spritzt sein Blut selbst tropfenweis in Staub“ (3, 82 ff). Diese

Ansicht von einer grenzenlosen Güte, die sich nur zum Scheine hinter Grimm und Zorn versteckt, um dann um so herrlicher zu erstrahlen, weicht doch bald, trotzdem sie so beredt und sicher vorgetragen ist, bald einer dritten Auffassung.

- c. Sowie nämlich Hohenzollern die Bestürzung des Feldmarschalls und eine gewisse Empfindlichkeit des Herrn erwähnt, die sich gezeigt habe, als die Kurfürstin mit einem Worte die Vermählung der Natalie berührte, ruft er entsetzt aus: „Jetzt ist mir alles klar; Es stürzt der Antrag ins Verderben mich“ (3, 135 f), der Antrag des Schwedenkönigs nämlich, der durch den eingetroffenen Grafen Horn um die Hand der Natalie hat werben lassen. Er schreibt dem Kurfürsten also die Absicht zu, ihn, den Prinzen, dem sich Natalie verlobt hat, aus Rücksicht auf den politischen Vorteil zu beseitigen, um mit der Hand der Nichte den Frieden von den Schweden zu erkaufen. Daher sagt er so nachdrücklich bald darauf zur Kurfürstin: „Nataliens, das vergiß nicht ihm zu melden, Begehr ich gar nicht mehr . . . Frei ist sie . . . Verschenken kann sie sich, und wenn's Karl Gustav der Schweden König ist, so lob' ich sie (3, 233 ff).

Diese drei Urteile über den Kurfürsten setzen alle voraus, daß er aus selbstsüchtigen Beweggründen handle und nicht nach Recht und Billigkeit.

- b. Ganz anders urteilt der Prinz später. Schon seine Worte: „Recht wacker, in der Tat, recht würdig, Recht wie ein großes Herz sich fassen muß“ (4, 266 f) lassen die Veränderung vermuten. Der Brief des Kurfürsten hat die Ansicht zerstört, er handle nach kleinlichen Rücksichten, und die Äußerung: „Er handle, wie er darf“ (4, 296) verrät schon, daß der Prinz dem Verfahren des Kurfürsten eine innere Berechtigung zugesteht. Als er aber vor den Offizieren sagen soll, „was Kriegszucht und Gehorsam sei“ (5, 223), bedauert er schmerzlich, daß er das Recht eines angenommenen Sohnes (3, 40) verfehlet habe, unterwirft sich dem Rechtsprüche des Kurfürsten und bittet ihn reumütig um Vergebung seiner Schuld (5, 371 ff). Ja, als der Kurfürst diese Worte als eine Saat bezeichnet, aus der ihm künftige Siege erblühen, und dem Schweden die Prinzessin verweigert, weil sie Prinz Homburgs Braut sei, fleht er „jeden Segen ihm herab“ vom Himmel, da er „wert sei den Weltkreis zu überwinden, der ihm troze“ (5, 401 ff), und erklärt, nun das Leben von dem geschenkt erhalten zu haben (5, 400), dem er vorher schlimme Absichten auf sein Leben zugetraut hatte, unwissend, daß er damit den Worten des Kurfürsten zugleich die Deutung gebe, die sie wirklich haben, nämlich die Begnadigung und den Segen zu seiner Verlobung.

- II. Das neu geschenkte Leben gibt dem Prinzen nun Gelegenheit, es mit einem Inhalt zu füllen, der wertvoller ist, als derjenige, den er früher angestrebt hat. Er hat nämlich auch Ansichten über das Leben überhaupt geäußert, über das, was er davon erwartet, und weshalb es ihm lieb ist.

1. a. Gleich am Anfange des Stückes verrät er, was ihm das Leben bringen soll, durch sein Benehmen in dem Traumaufstande, in den ihn der Mondschein versetzt hat. Er ist damit beschäftigt, „sich träumend, seiner eignen Nachwelt gleich, den prächt'gen Kranz des Ruhmes einzuwinden“ (1, 26 ff),

und deutet dann, als die Prinzessin den Kranz mit der goldnen Kette des Kurfürsten vor ihm erhebt, durch die geflüsterten Worte: „Natalie, mein Mädchen, meine Braut“ (1, 65) an, daß er nach ihrem Besitze strebt. Ruhm und Lieb sind ihm also das Glück des Lebens, und die Aussicht, als Sieger über die Schweden beide hohen Preise in kürzester Zeit zugleich zu gewinnen, schwellt seine Brust höher und begeistert ihn zu der zurechtlichen Anrede an das Glück am Ende des 1. Aufzuges: „Heut, Kind der Götter, such' ich, flüchtiges, Ich hasche dich im Feld der Schlacht und stürze Ganz deinen Segen mir zu Füßen um“ (1, 360 ff.). Er denkt nicht daran, daß es nicht gleichgültig ist, wie man nach solchen Zielen strebt, und hätte die warnenden Worte des Kurfürsten: „Im Traum erringt man solche Dinge nicht!“ (1, 77) in ihrem tiefen Sinn nicht verstanden, auch wenn er sie gehört hätte. Zunächst scheint ihm das Glück günstig zu sein. Denn die irrige Annahme, der Kurfürst sei gefallen, bewirkt sowohl den glänzenden Sieg des letzten Angriffes (2, 185—197), als auch die Liebeserklärung der Prinzessin (2, 235—246), und so kann er im Uberschwang des Glücksgefühls ausrufen: „O Cäsar Divus! Die Leiter seh' ich an an deinen Stern!“ (2, 348 f.)

Noch vor der innern Umwandlung tritt an die Stelle dieser frohen b. und bei einem jungen, lebhaft empfindenden, aber noch nicht gereiften Offizier begreiflichen, immerhin noch idealen Auffassung eine ganz davon verschiedene, trübe und betrübende Lebensanschauung. „Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!“ (3, 213 f.) „Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück. Nataliens . . . Begehr' ich gar nicht mehr; in meinem Busen ist alle Zärtlichkeit verlöscht“ (3, 232 ff.). Mit solchen Aussprüchen gibt er den erhofften, ja, schon gewonnenen Heldeneruhm und den Besitz der liebenden und treuen Braut in geradem Widerspruch mit seiner früheren Gesinnung auf und erklärt das Leben für lebenswert, auch wenn es unrühmlich und unglücklich ist. Und da bietet er allerdings, wie Natalie sagt „einen unerfreulich jammernswürdigen Anblick“ (4, 88), umsomehr, als sein Verzicht auf Nataliens Hand doch auch ein schmählicher Treubruch ist, da er erst zwei Tage vorher versichert hat, sie solle „in seines Herzens Kern“ hineinwachsen (2, 243).

Bei der Umwandlung werden beide Ansichten geändert; die letztere, die unwürdig-pessimistische, wird ganz aufgegeben, die andere, die leichtsinnig-optimistische verbessert und veredelt.

Höher als den Sieg über den äußeren Feind, der für ihn der erste a. Schritt zum höchsten Glück sein sollte, stellt er jetzt den Sieg „über den verderblichsten der Feind' in uns, den Trotz, den Übermut“ (5, 362 f.) b. Und während ihn früher sein Glück auf dem Schlachtfelde und in der Liebe verleitete, es mit dem göttlichen Cäsar aufzunehmen, jubelt er jetzt der Unsterblichkeit entgegen (5, 430), wie er sie nun versteht, der Seligkeit, die das Gefühl der Pflichterfüllung gibt. Diese Unsterblichkeit strahlt ihm „durch die Binde seiner Augen mit Glanz der tausendfachen Sonne zu“ (5, 437 f.), während er früher zweifelhaft war, ob die modernnden Augen die Herrlichkeit der jenseits scheinenden Sonne erblicken würden (4, 217 f.).

- a. Wenn ihm in seiner Fassungslosigkeit „jeder Wunsch als nur zu leben schwiege (4, 73) so spricht er es später als seinen „unbeugsamen Willen“ aus, den Tod zu erleiden (5, 355), den er verdient hat; und wenn er „vom Tode umschauert“ den schlechtesten Trostknecht um Rettung anflehen möchte (3, 182—187), so hat er jetzt die Rechnung mit der Welt abgeschlossen (5, 413), die ihn nicht mehr reizt, weil er sich unwürdig gezeigt hat darin zu leben. Konnte er vorher einmal, wie Natalie sagt, „das ganze Reich der Mark versinken sehen, daß er nicht fragen würde, was geschieht“ (4, 75 f), so bittet er den Kurfürsten in der Abschiedsstunde um die Gnade, mit seiner Rechten Hand den Frieden nicht erkaufen zu wollen, sondern dem Schweden die Antwort mit Kettenfingerringen zu schreiben (5, 380 ff).
- C. So haben sich seine früheren, rein selbstsüchtigen Ansichten in eine selbstlose und zwar patriotische verwandelt. Da er sich dadurch der Hand der Prinzessin und des Vaterlandes wert gemacht hat, darf ihm Natalie den Kranz auf das Helmschild setzen und die goldene Kette umhängen, während ihn der Kurfürst mit Kanonendonner aus der Ohnmacht erwecken läßt, damit er ihm die Reiterei in den wieder eröffneten Krieg führe und ein Leben im Dienste des Vaterlandes beginne.

2. Wie wirkt der persönliche Reiz der Maria Stuart auf die auftretenden Männer? (Nach Schillers Tragödie.)

Anordnung.

- A. Schicksal der Maria.
- B. Ihre Persönlichkeit ist überhaupt außerordentlich, besonders besitzt sie anziehende Eigenschaften.
- I. Diese bestehen in
1. Vorzügen:
 - a. Schönheit. b. Liebenswürdigkeit.
 2. Schwächen:
 - a. Leichtsin. b. Leidenschaftlichkeit.
- II. Sie wirken verschieden:
1. fast Abneigung bei
 - a. Paulet. b. Burleigh.
 2. Freundschaft bei
 - a. Melvil. b. Talbot.
 3. Liebe bei
 - a. Lester. b. Mortimer.
- C. Die Wirkung auf die Königin Elisabeth bewirkt den Tod der Maria.

N u s s f ü h r u n g.

Maria Stuart, die Heldin in Schillers gleichnamiger Tragödie, hat A. bei Beginn der Handlung schon viel Frohes, aber auch viel Schmerzlichendes erlebt; ein ungewöhnliches Geschick ist ihr zuteil geworden. Schon in der Wiege Königin (1, 47), ist sie in frühester Jugend, „ein zartes Kind noch, verpflanzt nach Frankreich, an den Hof des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude (2, 312 ff). „In jeder Freuden Fülle aufgewachsen“ (1, 49), hat sie als Gemahlin des französischen Königs allgemeine Bewunderung und Verehrung gefunden. Dann auf den Thron Schottlands berufen, hat sie nach ihrem eigenen Geständnis (1, 292) ihren zweiten Gemahl ermorden lassen und dem Mörder die Hand zum Ehebunde gereicht. Darauf „von ihrem Volk verjagt, des Throns entsetzt“ (1, 99), ist sie „als eine Hilfesuchende, Vertriebene, bei der Verwandten Schutz zu suchen“ (1, 887), nach England gekommen, aber von der Königin Elisabeth gefangen gesetzt. Nachdem sie „in enger Kerkerhaft der Jugend schöne Jahre vertrauert“ hat (1, 91 f), ist sie „gemeinen Verbrechern gleich vor des Gerichtes Schranken gefordert, auf Leib und Leben angeklagt“ (1, 94 ff) und zuletzt zum Tode verurteilt (2, 578). — Dies wechselvolle Schicksal kann wohl Teilnahme erregen, besonders wenn man die Umstände nicht übersieht, die ihre Schuld mildern, und die Größe des Unglücks bedenkt, mit dem sie ihre Schuld sühnt.

Aber auch als Persönlichkeit ist Maria eine ungewöhnliche Frau. Ihre B. Klugheit und Willensstärke verdienen Bewunderung, die königliche Haltung und die weibliche Würde, die sie im Unglück beweist, erzwingen Achtung, und der Adel ihrer Gesinnung, der sich im Laufe der Handlung immer herrlicher offenbart, nötigt zu aufrichtiger Verehrung. Was sie jedoch zu einer besonders anziehenden Persönlichkeit macht, was namentlich die warmen Gefühle der Neigung, Ergebenheit, Freundschaft und Liebe erregen kann, das sind gerade die Eigenschaften, in denen größtenteils die Ursachen ihrer Erfolge wie ihrer Verfehlungen liegen. Und davon ist ihr auch noch nach der langen Gefangenschaft so viel geblieben, daß man meinen sollte, sie müßten auf ihre Umgebung noch immer den tiefsten Eindruck machen.

Ihre bedeutenden äußeren Vorzüge und die damit teilweise noch verbundenen Schwächen sind ebensoviel Reize, die jeden, der in ihren Bereich kommt, für sie einnehmen müßten. I.

„Ihr ward der Schönheit eitles Gut zuteil, Sie überstrahlte blühend 1. a. alle Weiber“ (2, 319 f) sagt Talbot von ihr, und der Bischof von Rossie nennt sie „die schönste aller Frauen, welche leben“ (1, 509). Und wenn Elisabeth bei der Begegnung im Parke die Worte spricht: „Das also sind die Reizungen, die ungestraft kein Mann erblickt, daneben kein anderes Weib sich wagen darf zu stellen“ (3, 341 ff), so hört man doch den Reiz heraus, und die daran geknüpften gefährliche Bosheit des ehrverachtenden Wortspiels macht es zur Gewißheit, daß sie die Feindin treffen will, weil sie ihr im Herzen den Preis der größeren Schönheit zugestehen muß.

- b. Daß der Maria außer der Anmut der äußeren Erscheinung auch ein lebenswürdiges Wesen die Herzen gewinnen muß, erkennt man an dem rührenden Abschiede von ihren Getreuen, denen sie nicht gleichgiltig und willkürlich ihr Vermächtnis verteilt, sondern zartfühlend in freundschaftlicher Anpassung an die Natur der Empfangenden, so daß sie in ihrer Sorge und Liebe die zärtlichsten Empfindungen für sich erweckt. Hier geschieht das unbeabsichtigt; wie lebenswürdig mag sie erst sein können, wenn sie darauf ausgeht, Zuneigung zu wecken!
2. a. Bei solchen äußeren Vorzügen der größten Schönheit und des lebenswürdigen Wesens müssen auch die an sich verwerflichen Schwächen des Leichtsinns und der Leidenschaftlichkeit bisweilen zu Reizen werden, die wenigstens bei entzündlichen Männern die Bewunderung gar zur Begehrlichkeit steigern können. Mag Maria auch mit Recht behaupten dürfen: „Ich bin besser als mein Ruf“ (3, 354), so wagt doch selbst ihre treueste Anhängerin Kennedy, die sie möglichst in Schutz nimmt und entschuldigt, sie nicht von diesem Fehler freizusprechen und muß gerade, um sie zu entlasten, zu geben: „Der Leichtsinns nur ist Euer Laster“ (1, 362).
- b. Und nicht bloß, wo sie im Rechte ist, kommt die Lebhaftigkeit ihres Geblüts zum Vorschein, wie in der großen Auseinandersetzung mit Burleigh, der nach ihrem Abtreten zu Paullet sagt: „Sie trotz uns — wird uns trohen bis an die Stufen des Schafotts. Dies stolze Herz ist nicht zu brechen“ (1, 975). Auch übermäßig erregt läßt sie ihre Leidenschaftlichkeit hervorbrechen, als sie nach freiwilliger Demütigung, nach dem Verzicht auf ihr Recht und nach flehentlichen Bitten durch die herzlose Kälte, Hohn und Beleidigung gereizt die Selbstbeherrschung fahren läßt und ihre Gegnerin beleidigt, um trotz der Gewißheit, daß sie ihr Leben dadurch verwirrt, ihre Ehre zu retten und dann über die gelungene Demütigung der Feindin frohlocken zu können (3, 383 ff.).
- II. Mit diesen Reizen hat Maria vor Beginn der Handlung selbst aus den engen Banden des Klosters „gewußt, den Arm in die Welt zu strecken“ (1, 64), oder wie es Burleigh von seinem Standpunkte aus darstellt: „Für sie, die schmeichelnd jedem Hoffnung gibt, Weiht sich die Jugend dem gewissen Tod“ (2, 207). Ja, „Für sie geopfert fiel das beste Haupt auf dieser Insel unterm Henkerbeil“ und „Die Blutgerüste füllen sich für sie Mit immer neuen Todesopfern an“ (1, 74 f, 79 f). Während der Handlung aber sind es nur wenige Männer, die mit ihr so verkehren, daß ihre Persönlichkeit unmittelbar auf sie wirken könnte.
1. Gerade die beiden, die ihr Beruf zwingt, stets in der Nähe der Maria zu bleiben oder ihr die wichtigsten Mitteilungen zu machen, zeigen sich gegen den Zauber ihrer Erscheinung und ihres Wesens völlig unempfindlich, denn obgleich beide, Paullet und Burleigh, die reizvolle Persönlichkeit des außerordentlichen Weibes anerkennen, haben sie sich gewöhnt, nur nach den Rücksichten zu urteilen, die ihnen ihrer Meinung nach von der Religion und der Politik vorgeschrieben werden.

Paul et, ihr Wächter, der sie täglich sieht und spricht, der strenge a.
Puritaner, wirft ihr aus frommem Eifer „ihr üppig lastervolles Leben“ vor (1, 57) und fürchtet, sie wolle „England katholisch machen“ (1, 103). Ihre Schönheit ist ihm nur ein „eitel Bild“ (1, 40) und ihre ernste Stimmung eine Heuchelei, denn er traut ihr nicht zu, daß sie „die Hoffahrt und die Weltlust“ aus dem Herzen verbannen könne, glaubt vielmehr, daß sie „verbunhlte Lieder“ (1, 45) auf der Laute spiele und ihre Verführungskünste an allen jungen Männern versuche, die ihr nahe kommen (1, 261). Mit der religiösen Strenge mischt sich bei ihm die patriotische Besorgnis, „die ränkevolle Königin wolle England an den Franzmann verraten (1, 104). Darum flucht er „dem Tag, da dieses Landes Küste gastfreundlich diese Helena empfing“ (1, 83 f) und stimmt aus vollem Herzen dem Wunsche zu: „Daß diese Stifterin des Unheils doch Gestorben wäre, ehe sie den Fuß Auf Englands Boden setzte!“ (1, 1002 ff.).

Diesen Wunsch hat Burleigh geäußert, der andere, der Herz und b.
Sinn vor den eigentümlichen Reizen der unglücklichen Frau und Königin verschließt; er leitet damit sogar den „stummen Auftrag“ (1, 1041) ein, Maria heimlich zu beseitigen. Denn er trachtet ihr nach dem Leben; mit der „Gewalt des Mundes, Der ihr von je so unheilbringend war“ (1, 762 f) dringt er im Staatsrate auf ihren Tod (2, 218. 4, 451 ff) und sucht die Begegnung der Königinnen zu hindern (2, 442 f), er entreißt dem Staatssekretär das unterschriebene Todesurteil (4, 707) und läßt es ungesäumt vollziehen. Er sieht nämlich in der Maria nur die Feindin Englands und der Elisabeth; er nennt sie „die Alte dieses ewigen Krieges, die mit Der Liebesfackel dieses Reich entzündet“ (2, 205 f) und wirft ihr vor, sie habe „durch die Flamme des Bürgerkriegs zum Throne schreiten“ wollen (1, 840 f). Er handelt nach dem Grundsatz „Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht!“ (4, 542) und rechnet dazu auch das Seelenheil der Untertanen, das gefährdet sei, wenn „mit dieser Stuart Der alte Aberglaube wiederkehr“ (4, 533 ff).

So handeln beide mit Wort und Tat, als ob sie das menschliche Gefühl für weiblichen Liebreiz in sich erstickt hätten. Nur einmal zeigen sie eine Spur von Teilnahme, als Burleigh nach zweimaliger Weigerung die letzte flehentliche Bitte der Maria erfüllt und auf die kurze Fürsprache Paullets: „Laßt es geschehn!“ noch kürzer mit den Worten: „Es sei!“ seine Zustimmung gibt, daß Hanna mit auf das Gerüst steige (5, 467).

Ein anderes Männerpaar verhält sich ganz entgegengesetzt. Sahen die 2.
beiden ersten nur die Schwächen der Maria, weil ihre einseitige Richtung sie für die Vorzüge blind machte, so werden diese ihr gerecht und haben im unmittelbaren Verkehr zu einem freundschaftlichen Verhältnis zu ihr kommen können. Wenn der alte Haushofmeister zu ihr sagen darf: „Dem treuen Freund vertraue deine Sorgen!“ (5, 239) und Talbot von Maria selbst die Worte hört: „Ihr wart stets mein Freund“ (3, 141), so beweist das, daß sie von ihrem Wesen eine angenehme Wirkung auf sich verspüren

und ein warmes Gefühl für sie empfinden. Und diese Freundschaft beweisen sie bis zu Ende durch die Tat.

- a. Der Ritter Melvil hat ihr zuliebe die sieben Weihen empfangen, und kommt nun, um seiner Königin die Beichte abzunehmen, ihr auf dem Todeswege den Frieden zu verkündigen und eine Hostie vom heiligen Vater zu überbringen (5, 301 ff.). Er erscheint ihr als „der Himmelsbote“ (5, 315) und bewirkt, daß sie sich in ihrem Kerker nicht von dem Himmelssegens ausgeschloffen fühlt (5, 274 f.).
- b. Talbot dagegen will ihr irdisches Los lindern. Er hat sie schon früher in milder Haft gehalten (3, 142); im Staatsrat wird er ihr einziger Anwalt, der die Hinrichtung für ein ungerechtes Mittel erklärt (2, 241) und ihre Fehltritte zu entschuldigen versucht. Dabei spricht er so warm zu ihren Gunsten, daß Elisabeth ihn höhrend unterbricht: „Das müssen Reize sonder Gleichen sein, Die einen Greis in solches Feuer setzen“ (2, 324 f.). Vor der Begegnung mit der Elisabeth eilt er voraus, um Maria „in Fassung zu setzen und zu ermahnen“ (3, 140) und bittet nach dem Streit für die „Rasende, schwer Gereizte“ um Verzeihung (3, 372). Er bemüht sich eine neue Untersuchung herbeizuführen, als er im Tower in dem Wahnwitz Karls den Beweis von Marias Unschuld gefunden hat (5, 602 ff.), und verläßt schließlich den Dienst der Königin als der einzige, der ihr das verdiente Urteil spricht: „Du hast von nun an Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten!“ (5, 681 ff.).
3. Mehr als Freundschaft, Liebe wollen ihr endlich zwei Männer bieten, verschieden an Stand und Jahren, an Mut und Aufrichtigkeit, aber gleich an Ehrgeiz und Selbstsucht, nämlich Lester und Mortimer.
 - a. Graf Lester hat schon früher um Maria geworben, ohne Liebe; „sein Ehrgeiz war es, der ihn gegen Jugend Und Schönheit fühllos machte, er hielt Mariens Hand für sich zu klein“ (2, 694 ff.). Dann ist er sogar Mariens Feind geworden, „weil er auf den Besitz der Königin von England hoffte“ (2, 697) und hat „selbst seine Stimme zu ihrem Tod gegeben im Gericht“ (2, 362 f.). Als ihm aber der Dauphin von Frankreich Elisabeths Hand und Gunst zu rauben droht (2, 724 f.), behauptet er, daß sich sein „Herz verändert“ habe (2, 743) und daß „Mariens Bild in ihrer Reize Glanz“ wieder vor ihn getreten sei (2, 733), ja, daß er bei dem Vergleich der beiden Königinnen empfunden habe, „welch Kleinod er verloren“ (2, 736 f.). Daß er jedoch zu ihrer Rettung keine entschiedene Tat zu unternehmen wagt und Mortimer „mit leerem Trost zu ihr zurückkehren“ läßt (2, 865), macht es zweifelhaft, ob er die Wahrheit sagt, und das stumme Entzücken, mit dem er Mariens Bild betrachtet, scheint nur eine vorübergehende Empfindung zu sein, wie „die Schwüre seiner ewigen Liebe“ eine Redensart (2, 866). Denn wenige Stunden darauf gibt er, um sich zu retten, Mortimer und Maria preis; den einen treibt er in den Tod (4, 154 ff.), und besteht darauf, daß man an der andern das Todesurteil ungesäumt vollstrecke (4, 384). Erst als er Maria wieder sieht und aus ihrem Munde hört, daß sie ihm „ein zärtlich liebend Herz“ entgegengebracht habe (5, 486),

scheint ihre Persönlichkeit einen tieferen Eindruck auf ihn zu machen. „Welche Perle warf ich hin! Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!“ ruft er in seiner Zerknirschung aus, „Muß sie im Tod mit Liebesbänden mich umstricken?“ (5, 495 f.; 503.) Doch kann die Empfindung unmöglich echt und dauernd sein. Denn in dem Augenblicke, wo er sich „einen Verworfenen“ nennt (5, 504), denkt er daran, „den Preis der Schandtat nicht zu verlieren“ (5, 509), und Mariens Seelenadel im Angesichte des Todes kann ihn auch nicht zu einem einzigen aufrichtigen Worte der Reue oder zu einem Gelübde der Besserung bewegen.

Anders wirkt Mariens Liebreiz bei dem jungen, feurigen Mortimer. Schon ihr Bildnis hat ihn „gewaltig in der tiefsten Seele ergriffen, daß er, des Gefühls nicht mächtig, dastand“ (1, 503 ff.). Als er dann sie selbst erblickt, da macht „Die Sanftmut und die edle Fassung, Womit sie das Unwürdige erduldet“ (1, 563 f.), der „Schönheitsglanz, von dem des Kerkers Schmach nichts geraubt hat“ (1, 567) solchen Eindruck auf ihn, daß er begeistert ausruft: „O, welchen Schatz bewahrt dies Schloß! Kein Kerker, eine Götterhalle!“ (1, 550 f.) „Aufstehen würde Englands ganze Jugend, — sähe Der Britte seine Königin!“ (1, 556–560.) Und war er aus religiösem Fanatismus nach England gekommen, um die „um des Glaubens willen Duldbende“ (1, 511), die „um ihr gutes Recht“ Betrogene (1, 530), die „schuldblos Gefangene“ (1, 533) zu befreien, so preist er sie bald in überschwenglichen Ausrufen: „Bei ihr nur ist des Lebens Reiz. Um sie in ew'gem Freudenchor schweben Der Anmut Götter und der Jugendlust, Das Glück der Himmel ist an ihrer Brust“ (2, 571 ff.) und faßt den Entschluß, sie für sich zu gewinnen: „Gefahr und Ruhm und auch der Preis sei mein!“ (2, 585.) Sein Wagemut und seine kühnen Hoffnungen werden dann auf das äußerste angestachelt, als er sie bei der Begegnung im Parke im Bewußtsein ihrer Würde und in der Lust ihrer Rache mit Stolz und Genugtuung über die Königin triumphieren sieht. Der edle, königliche Zorn, der sie dabei umglänzt, verkünden ihm ihre Reize (3, 403 f.) und entflammen ihn so, daß er, wenn es sein müßte, den Tod beherzt umarmen könnte, um sie zu retten und die Seine zu nennen (3, 416 f.). Er will sie retten und dann besitzen, so schwört er (3, 476). Er beansprucht „das schönste Weib auf dieser Erde“ (3, 406) als seinen rechtmäßigen Lohn, will ihr nicht entsagen vor dem Ende der Tage (3, 461): da sie, wie er meint, von der gekränkten Königin keine Gnade mehr zu hoffen hat, betrachtet er sie schon fast als sein Eigentum (3, 487 f.) und will sich, von diesem Gedanken maßlos erregt, schon einen Teil des Lohnes vorwegnehmen, ja, er wagt es sogar, indem er sie in rasender Liebesbrunst an sich preßt, sie an ihren früheren Leichtsin zu erinnern und ihr bei etwaiger Weigerung zu drohen (3, 510 ff.; 519). Nur der Zufall rettet Maria aus seinen Armen, um freilich auch das ganze Rettungswerk zu vernichten, das sonst wohl einige Aussicht auf Erfolg eröffnen konnte.

Der Eindruck, den Mariens Persönlichkeit auf die auftretenden Männer C. macht, bringt ihr also keine Rettung, aber der Eindruck, den sie auf die

Frau macht, die schon ihre Feindin ist, sie aber noch nicht zu töten gewagt hat, bringt ihr Verderben. „Eine Stolze find' ich“ sagt Elisabeth vor der Unterredung (3, 171) und ruft nachher empört aus: „Mich hinzuführen! Solchen Spott mit mir zu treiben! Im Triumph mich aufzuführen!“ (4, 481 ff.) Das kann sie nicht verwinden. Die Erinnerung an diesen Triumph der Persönlichkeit der Maria bestimmt sie wesentlich mit, das Todesurteil durch ihre Unterschrift rechtskräftig zu machen. Unmittelbar nach den Worten: „Mit welchem Hohn sie auf mich niederjah, Als sollte mich der Blick zu Boden blitzen! Ohnmächtige! Ich führe bessere Waffen, Sie treffen tödlich, und du bist nicht mehr!“ geht sie mit raschem Schritt an den Tisch und ergreift die Feder.

3. Worin sind die verkehrten Ansichten des Prinzen von Homburg nach H. von Kleists Schauspiel begründet?

Anordnung.

A. Der Prinz ist kein kalter Egoist.

B. Der Grund zu den verkehrten Ansichten des Prinzen liegt in folgenden drei Fehlern, die seiner auf das eigene Selbst gerichteten und nicht gezügelter Phantasie entspringen:

I. sein Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl bewirkt hauptsächlich die Ansicht über sein Verhalten in der Schlacht, und zwar

1. als Übereilung, insofern der Prinz

a. den eigentlichen Zweck des Kriegsplans nicht kennt und
b. nicht den geeigneten Zeitpunkt zum Angriff wählt,

2. als Überschätzung des guten Willens;

II. seine Eitelkeit, 3. T. als Troß, bewirkt hauptsächlich

1. die Überschätzung des eigenen Verdienstes und

2. die falschen Ansichten von der Verstellung des Kurfürsten;

III. seine übermächtige Empfindung bewirkt

1. die irrige Annahme, seine Werbung um Natalie sei sein Verderben, und

2. die einseitigen Ansichten von dem Werte des Lebens.

C. Der Kurfürst heilt den Prinzen durch Beseitigung der Fehler.

Ausführung.

A. Einen „jungen Toren“ nennt der Kurfürst den träumenden Prinzen (1, 55), als ihn Hohenzollern in den Park geführt hat, und gibt damit sein

Urteil über die innere Verfassung des Jünglings ab, der hier im Garten die Teilnahme der um ihn versammelten bunten Gesellschaft erregt, wie er im Schauspiel dieselben Personen des Hofes und des Heeres in Sorge um sich versetzt. Und wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß sich der Prinz die Liebe und die Achtung derjenigen erworben hat, die ihn näher kennen gelernt haben, des kurfürstlichen Paares, das ihn wie einen eigenen Sohn hält, der Prinzessin, die ihm ihre Neigung schenkt, und der Offiziere, die ihm zugetan, z. T. sogar befreundet sind, so hindert uns doch seine jugendliche Torheit zunächst, ihn besonders hoch zu schätzen. Denn er macht wirklich recht lange den Eindruck eines noch sehr unreifen Charakters, und grade die Personen, die ihm am nächsten stehen, werden einmal fast irre an ihm. Daß der edle Kern in ihm, der ja schließlich zum Vorschein kommt, so tief in einer häßlichen Schale verborgen sein kann, muß doch einen besonderen Grund haben. Und damit wir den Prinzen nicht von vornherein falsch beurteilen, ihn nicht etwa wirklich für herzlos selbstsüchtig oder für gleichgültig gegen die Rücksichten halten, die die Offiziers- und Mannesehre von ihm fordern, führt ihn uns der Dichter gleich am Anfang in einer Verfassung vor, die ein aufklärendes Licht auf sein eigentümliches Wesen wirft. „Als ein Nachtwandler“ (1, 24), „im Schlaf versenkt“ (1, 30), „im Traum“ (1, 77), „ihm unbewußt ist er im Mondschein wieder umgewandelt“ (1, 116) und vergißt die Wirklichkeit, sogar, „daß er der märkischen Reiter Oberst ist“ (1, 100), im Geiste nur mit sich und seinem Wohl beschäftigt.

In gleicher Weise ist er bei seinen Ansichten während der Handlung B. blind gegen die Forderungen der wirklichen Welt, weil er die Augen in sich gefehrt hält und zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist. Darum sieht er den rechten Weg nicht, vergreift sich in den Mitteln und überschreitet die Grenzen, die ihm Vernunft, Erziehung und Schicksallichkeitsgefühl ziehen sollten. Diese fast kindliche Selbstsucht stellt sich der Bildung seines männlichen Charakters entgegen; aus der Zeit der sorglosen Jugend, wo sie einen natürlichen Schmutz bildet, hat er die sentimentale Anlage, die fessellos schweifende Phantasie, die die Dinge mehr nach dem Gefühlswert beurteilt, den sie für die eigene Person haben, als nach der ihnen eigentlich zukommenden Geltung, in das Mannesalter mitgenommen, wo sie höchstens noch dem Künstler wohl anstehen. Und wie sich bei dem Prinzen die Vorzüge zeigen, die die Phantasie überhaupt verleiht, kühne Sprache, anschauliche Vorstellungen in lebenswahren Bildern, überaus zarte Empfindung, so entstammen auch der falschen Richtung auf das eigene Ich, die sie bei ihm eingeschlagen hat, die Charakterfehler, die seinen verkehrten Ansichten zugrunde liegen.

Der verfrühte Angriff in der Schlacht wird von dem Prinzen gegen 1. den Befehl des Kurfürsten in der Überzeugung erzwungen, daß er dazu berechtigt sei, nicht etwa, weil er sich für einen bessern Feldherren hält. Eine solche Überhebung muß ihm schon deshalb fernliegen, weil der Kurfürst über die Hand der Natalie zu verfügen hat, die er dem versagen würde, der seine Feldherrnkunst mißachtete. Der Prinz will im Gegenteil des Kurfürsten Billigung und Lob gewinnen und glaubt einen Anspruch darauf zu

haben, als er ihm die gewonnenen Fahnen so triumphierend zu Füßen legt (2, 375 f). Denn nach seiner Meinung muß dieser Angriff zum Siege führen, und da er schließlich, wie auch der Kurfürst anerkennt, einen „glänzenden Sieg“ (2, 364) davonträgt, glaubt er, ganz im Sinne und zur Zufriedenheit des obersten Kriegsherrn gehandelt zu haben. Darum kann er später sagen, er habe „am Tage der Entscheidung Mit übereiftem Eifer ihm gebient“ (5, 375). Die Übereilung liegt aber darin, daß er weder genau weiß, wie der Kurfürst die Entscheidung herbeiführen will, noch übersehen kann, ob der Angriff auch zum Siege führen muß.

- a. Tatsächlich ist seine Annahme, dem Kurfürsten komme es nur darauf an, den Feind zu schlagen, nicht richtig. Denn der Kriegsplan ist, den Feind „aufzureiben“ (1, 310), „der Schweden Heer zu gänzlicher Zersplitterung von dem Brückenkopf zu trennen“ (1, 250 f). Das hat der Feldmarschall bei der Parole ausdrücklich gesagt, und der Prinz hätte es also wohl wissen können und müssen. Aber er ist mit seinen Gedanken nicht bei der Sache gewesen und hat die Worte unvollständig aufgeschrieben. Auf seine Erkundigung nach dem, „was der Dörfling ihn betreffend Bei der Parol“ hat gestern vorgebracht“ (2, 52 f), gibt ihm Hohenzollern natürlich nur die Aufgabe an, die ihm besonders bestimmt ist, und auch Kottwitz kann, als der Prinz den Befehl gibt Fanfare blasen zu lassen, nur betonen, daß noch gewartet werden soll. Der Prinz konnte also wohl annehmen, daß es nur auf den rechten Augenblick ankomme, der den Sieg verbürge, wie das Kottwitz später (5, 410 f und 184 ff) auch ganz richtig anführt, und konnte glauben, daß auch der Kurfürst selbst diesen Augenblick gewählt haben würde.
- b. Nun stellt sich aber bald heraus, daß der Prinz den rechten Augenblick nicht gewählt hat. Seine Reiterchar gerät „in einen mörderischen Eisenregen, daß sie Wie eine Saat sich knickend niederlegt. Er muß Halt machen, Um sein zerstreutes Reitercorps zu sammeln“ (2, 166 ff). Auch Kottwitz, der in bester Absicht den Prinzen zu entschuldigen sucht, hält später diesen Augenblick für geeignet zum Angriff, weil nachher der Sieg „nimmermehr erkämpft“ worden wäre (5, 140 ff). Aber er kann die Ansicht des Kurfürsten, daß bei genauer Befolgung des Kriegsplanes mehr zu erreichen gewesen wäre, nicht widerlegen und muß sich sagen lassen, er behaupte etwas wider besseres Wissen: „Das beliebt dir so vorauszusetzen!“ (5, 143.)
2. Auch wenn Kottwitz, als er den Prinzen entschuldigen will, als Grund anführt, daß der Untergebene kein totes Werkzeug in der Hand des Feldherrn sein dürfe und unter Umständen nach eigener Empfindung und aus Begeisterung handeln müsse, trifft er richtig die Ansicht des Prinzen, der mit den Worten: „Auf Ordre? Kottwitz! Reitest du so langsam? Hast du sie noch vom Herzen nicht empfangen?“ (2, 109 f) klar andeutet, daß ihm sein Herz, seine Begeisterung, die Absicht, seine Sache recht gut zu machen, gebiete, den Angriff zu unternehmen. Denn daß beide hier nicht ausschließlich, oder wenigstens nicht vorwiegend, an die Neigung denken, dem willkürlichen Belieben zu folgen, dem übermächtigen Triebe, dem der Ausgang ganz gleichgültig ist, ergibt sich daraus, daß beide das lebhafteste

Bestreben beseelt, noch mehr zu tun, als von ihnen verlangt wird, den Sieg so vollständig zu machen, als es durch die Wucht des Angriffs nur möglich ist, wobei sie freilich übersehen, daß sie den Plan des Kurfürsten zerstören, der eine aus Unkunde, der andere aus Unmut über den versteckten Vorwurf der Feigheit. Zudem deckt sich Kottwitz den Rücken wegen der formellen Übertretung der Order und sucht später den formellen Ungehorsam des Prinzen, der „unbeordert auf Wrangel stürzte“ (5, 130 ff), dadurch zu rechtfertigen, daß er ihm das Recht wahr, den Feind nach der Regel zu schlagen, „die ihn schlägt“ (5, 184), während der Prinz selbst ausdrücklich seinen „Eifer“ bezeugt (5, 375), d. h. seine Bereitwilligkeit die Absicht des Kurfürsten möglichst vollkommen durchzuführen.

Es ist zugegeben, daß der Prinz zu seiner Mißachtung des kurfürstlichen Befehls leichter gekommen ist, weil er auch sonst gewohnt ist, der augenblicklichen Eingebung zu folgen und diese Freiheit des Handelns für sich in Anspruch zu nehmen, während der erfahrenere Kottwitz sich wohl bewußt ist, daß er die Begeisterung für eine gute Sache und die Hingabe der Seele an eine große Aufgabe willkürlich mit der Abneigung gegen ein besonnenes Handeln vermischt und den Lehrbegriff der Freiheit, dem Herzen, der Eingebung, dem Gelüsten folgen zu dürfen, „wie ein Knabe“ vor dem Kurfürsten entfaltet (5, 225). Auch spielt die Eitelkeit eine kleine Rolle bei dem Verhalten des Prinzen. Er hört von seiner ganzen Umgebung die Worte: „Der Sieg ist unser!“ (2, 102) und fürchtet, daß ihm sein Anteil an dem Ruhm entgehen möchte; bei dem Widerspruch gegen seinen Befehl erhebt sich in ihm das Bewußtsein, daß ihm die andern alle untergeben sind, daß er als „General“ (2, 128) auf unbedingten Gehorsam rechnen kann. Blitzschnell durchzuden ihn die Gedanken, er müsse eilen, um die Gelegenheit zum Ruhme nicht zu verpassen, er müsse seinen Willen als Befehlshaber durchsetzen, und endlich, er müsse dem Kurfürsten seinen Eifer und seine Ergebenheit zeigen, und verdrängen, am meisten der letzte, dem sich die beiden andern unterordnen lassen, den Gedanken, daß er sich an den Wortlaut des Schlachtbefehls zu halten habe, aus seiner Seele. Denselben „Troz und Leichtsin“ durch die er im versloffenen Jahr den Kurfürsten um zwei der schönsten Siege gebracht“ hat (5, 425), Troz auf seinen guten Willen und Leichtsin, die Verantwortung für den Erfolg zu übernehmen, den er nicht berechnen kann, beweist er auch diesmal wieder und zeigt dadurch, daß er der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen ist. Denn diese verlangt ein strenges Verantwortlichkeitsgefühl, das jeden übereilten Eifer ausschließt. Daß er das noch nicht besitzt, erkennt man auch aus dem Stolz, mit dem er ohne eine Spur von Schuldgefühl, ohne einen Gedanken an die Pflicht der Rechenschaft über die nutzlos dahingepferten Reiter, nur als Sieger sich fühlend, vor den Kurfürsten tritt (2, 375 f).

Er hat ja einen glänzenden Sieg davongetragen, als er mit den gesammelten Resten seiner versprengten Reiterchar, „von Schmerz erfüllt, von Mut gespornt und Rache“ (2, 185 ff) die eben noch so verderbliche Ver-

II. 1

schanzung nahm und die Schweden nach schweren Verlusten über den Rhyn zu fliehen zwang. Dafür ist er auch als Held beim Siegesfeste gefeiert; der Kurfürst hat ihn von der Kanzel herab als den Sieger bezeichnen lassen. Trotzdem nennt er den Sieg nur „ein Kind des Zufalls“ (5, 172), ist also nicht so sehr damit zufrieden. Der Prinz dagegen ist von dem glücklichen Ausgang seines Angriffs so geblendet, daß er das höchste Lob erwartet, wie wenn er den unvorhergesehenen Umstand, der ihn und die Seinen zu äußerster Tapferkeit anfeuerte, vorausgesehen und mit in seine Berechnung gezogen hätte, und daß er tut, als sollte er den Verstand verlieren, wo doch nur die notwendige dienstliche Folge seines dienstlichen Vorgehens eingeleitet wird. Er hätte es für ganz ordnungsmäßig halten und mit Gleichmut ansehen sollen, wenn ihm die Gelegenheit geboten wurde, diejenige Rechtfertigung seiner Unbotmäßigkeit vorzubringen, die er bereit hatte, als er die Verantwortung übernahm. Wenn er statt dessen beansprucht, der Kurfürst solle wegen einer an sich tüchtigen Leistung, die er aber mit geringerem Aufwande in vollkommenerer Weise erwarten durfte, über die Pflichtverletzung und die nutzlosen Verluste einfach hinwegsehen, so setzt das eine Meinung von der eigenen Vortrefflichkeit voraus, die man Eitelkeit und Selbstüberschätzung nennen muß, wenn man gerecht sein will. Die guten Eigenschaften, die den Prinzen zu seiner Heldentat treiben und den Sieg bewirken, sind ein Vorzug, dessen er sich rühmen darf; sie berechtigen ihn aber nicht, eine unvorhergesehene Wendung für ein Verdienst zu nehmen und den Fehler des Beginnens mit dem glücklichen Ausgange zu verdecken.

2. Die Verhaftung verletzt also seine Eitelkeit; und nun erhebt sich in ihm wieder der Trotz, und bäumt sich gegen den Kurfürsten auf, der jetzt mit demselben Maßstabe messen will wie sonst. In seinem Übermute glaubt der Prinz zuerst, der Kurfürst sei, wenn er den Brutus spiele (2, 413), neidisch auf ihn und wolle ihn „lieblos, mißgünstig in den Staub treten“ (3, 46 ff.). So verblendet ihn seine Eigenliebe, daß er dem Kurfürsten, den er aufrichtig schätzt, wie er kurz vorher auf dem Schlachtfelde bewiesen hat, eine niedrige Gesinnung und ein heuchlerisches Spiel zuschreibt; allerdings nur in der Erregung.

Bei ruhigerem Blute erfindet er sich das andere Spiel, bei welchem der Kurfürst sich nur zornig stellt, um dann seine Milde um so herrlicher erstrahlen zu lassen (3, 65 ff.). Aber dazu ist er auch durch seine Eitelkeit bewogen; es ist ihm sehr schmeichelhaft, so die Rolle des „teuren Sohnes“ und bevorzugten Lieblings zu übernehmen (3, 39 f und 48) und selbstgefällig spricht er von der „Lust, die er dem Kurfürsten gönnen könne“, ihn aus den Gulentrallen der Richter an sein liebeschwellendes Herz zu ziehen (3, 70). Daß Eitelkeit ein Hauptfehler des Prinzen ist, deutet der Dichter schon in der Gartenszene an, wo er Hohenzollern sagen läßt: „Schade, Daß hier kein Spiegel in der Nähe ist! Er würd' ihm, eitel wie ein Mädchen, nahn Und sich den Kranz bald so und wieder so ausprobieren.“ (1, 60.)

Neben der Eitelkeit wirkt hier auch ein Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl mit, insofern sich der Prinz aus Ubereilung und Überhebung zu

den beleidigenden Worten hinreißen läßt, der Kurfürst, sein Wüstläter, Fürst und oberster Kriegsherr, tue ihm leid und er müsse ihn bedauern (2, 423). Anderseits beruht es auf einer wunderlichen Vorstellung, wenn er aus dem Umstande, daß er „dem Kriege recht stand,“ den überraschenden Schluß zieht: „So weit geht keiner, Der nicht gesonnen wäre zu begnadigen“ (3, 53 ff.).

Ganz und gar überläßt sich der Prinz nun aber dem regellosen Spiel der Vorstellungen bei der noch übrigen Gruppe von Ansichten. In dem Hochgefühl, seinem Glücksideale nahe gekommen zu sein, sieht er den höchsten Preis schon errungen, er „hascht das Glück im Feld der Schlacht und stürzt das Hüllhorn sich zu Füßen um“ (1, 360 ff.), wo er nicht einmal den Schlachtbefehl richtig verstanden hat; er setzt die Leiter an Cäsars Stern an (2, 349), wo er sich vor dem Kurfürsten noch nicht gerechtfertigt hat. Schäumen hier die Wogen seines Gefühls hoch über das Maß hinaus, so sinken sie tief darunter, als er dann die Hoffnung verliert, als er die „zwei Worte“ richtig verstanden hat, die ihm Hohenzollern noch im Gefängnis zu sagen hat: daß der Kurfürst das Urteil unterschreiben wolle und über die Verlobung empfindlich geworden sei (3, 88 f; 94 f; 130 f). Mit seinen Worten: „O Freund! Hilf, rette mich! Ich bin verloren!“ (3, 141) fängt seine gedrückte Stimmung an und sinkt noch tiefer, als er das geschaukelte Grab sieht. Sie verscheucht jede Freude und Hoffnung, und ungebündelt schwelgt sein Geist in düsteren und immer trostloseren Vorstellungen. In dem Gefühle großen Glücks und in dem tiefsten Unglücke entzieht sich die Überschwenglichkeit seiner Phantasie ganz der Aufsicht des Verstandes.

Eine so starke Vorherrschaft der Stimmung, welche nicht nur im Glücke, was bei einem jungen und dazu liebeseligen Manne noch begreiflich wäre, sondern auch im Unglücke keine Grenze beachtet, ist nur glaublich, wenn sie auf einem besonderen Grunde beruht.

Die Annahme, der Kurfürst wolle ihn beseitigen, um über die Hand der Nichte frei verfügen zu können, ist nach allem, was der Prinz bis dahin von seinem zweiten Vater gesagt hat, wenn er nicht maßlos erregt war, wie bei der Verhaftung, so ungeheuerlich, daß sie nur aus einer weit über das rechte Maß gesteigerter Empfindlichkeit erklärt werden kann. Er verliert nach der bis zu diesem Zeitpunkte, wo er glaubt verloren zu sein, stets festgehaltenen Sicherheit und Zuversicht durch die plötzlich eintretende Aufregung dieser Gewißheit allen Halt, den ihm ein verständiges Nachdenken und eine ruhige Erinnerung gewähren würden.

In der maßlosen Übertreibung: „Nur ich allein auf Gottes weiter Erde Bin hilflos, ein Verlassener, und kann nichts!“ (3, 188 f) und in der Gleichgiltigkeit gegen den Schmutz und die Unnehmlichkeiten des Daseins, gegen Ehre und Ruhm, in der Furcht vor der tödlichen Kugel auf dem Nichtplatze (3, 208 ff) muß man eine Überreizung der Phantasie erkennen, die die ungünstigen Folgen, welche die Werbung um Natalie nach sich ziehen könnte, mit einem Schlage zu einem Todesneze verknüpft und anderseits das Bild der Hinrichtung und Verwerfung mit übergroßer Deutlichkeit vor

III.

1.

2.

dem geistigen Auge aufröth (3, 194—202), so daß die Rücksichten auf die geliebten Personen, auf Stand und Manneswürde völlig zurückgedrängt werden.

Man kann also wohl sagen, der Prinz beugt sich zu Zeiten unter einer Übermacht, die, aus kleinen Anfängen, vielleicht Anlagen in seinem Innern hervorgegangen ist, der Neigung zu träumen, zu schwärmen und sich auf sich selbst zurückzuziehen; dann mit Nachsicht behandelt und aus Wohlgefallen gepflegt, sind diese Anfänge allmählich zu einer Macht geworden, die dem Prinzen zuweilen gewissermaßen die Zügel aus der Hand nimmt und ihn zu Vorstellungen und zu Äußerungen zwingt, die sein sonst ungeschwächter Verstand und Sinn bei einiger Selbstbeherrschung entweder zurückhalten oder verurtheilen würde.

- C. Während alle übrigen Personen des Stückes die Absonderlichkeiten des ihnen als sonst gesund bekannten Prinzen nicht verstehen und die Regelmäßigkeiten seines Wesens bedauern oder zu beschönigen suchen, weiß der Kurfürst auf der Stelle, daß hier ein Fehler der Erziehung wieder gut zu machen ist, und zögert nicht mit dem Versuche, den Prinzen zu einem brauchbaren Menschen und Offizier zu machen. Als ernstliche Vermahnungen unwirksam bleiben, ordnet er das gerichtliche Verfahren an, rücksichtslos gewillt nicht nachzugeben, wenn nicht die bedrohte militärische Zucht aufrecht erhalten bleibt. Das Mittel bricht zwar den Troß und die Überhebung, wirkt aber auf die Empfindung zu stark und hilft gar nicht gegen den Mangel des Verantwortlichkeitsgefühles. Indem er nun den Prinzen selbst zum Richter über sich macht und dadurch zum Nachdenken bringt, gelingt es ihm, das gestörte Gleichgewicht des Prinzen wieder herzustellen, und der Kanonenschuß des letzten Auftritts weckt nicht nur den Prinzen aus der Ohnmacht, sondern liefert auch den Beweis, daß ein tüchtiger, auf immer von seiner Krankheit und Unart geheilter Mann erwacht, der die Prinzessin beglücken und dem Vaterlande in dem neueröffneten Kriege die besten Dienste leisten wird.

4. Baum und Mensch.

U n o r d n u n g.

- A. Menschenfreude und Leid in Verbindung mit Bäumen.
- B. Baum und Mensch gleichen sich;
 - I. Der einzelne Mensch und der Baum
 - 1. an und für sich, in der Entwicklung,

- a. Jugend (a. Zucht, b. Veredelung);
 - b. Zeit der Kraft (a. unter günstigen, b. unter widrigen Umständen);
 - c. Alter.
2. im Gegensatz zu andern,
 - a. im allgemeinen, Lebensbedingungen;
 - b. besonders a. Ausdehnung in Raum und Zeit; b. Verwendbarkeit; c. Charakter.
- II. Menschliche Gemeinschaften verglichen
1. mit dem einzelnen Baume
(a. Familie; b. Volksstamm);
 2. mit den Baumarten
(a. nach Verwandtschaft und b. Heimat);
 3. mit dem Volke (a. Heer; b. Volk).
- C. Der Baum und die Gemeinde.

Ausführung.

(1.) Im allgemeinen pflanzt der Mensch Bäume, um einen unmittelbaren Genuß oder Vorteil davon zu haben, aber auch, um sich über ihre Gestalt zu freuen. Gern empfindet er ihre wohlthätige Wirkung auf seine Gesundheit und sein Gemüt und verknüpft seine Freuden und Leiden mit Bäumen oder Baumzweigen. Die Tanne erglänzt fast allgemein im Winter als Weihnachtsbaum und wird in manchen Gegenden im Frühling als Maibaum und im Sommer als Johannisbaum von jung und alt umtanzt. Eichen- und Lorbeerzweige schmücken den Sieger, frischgrüne Birkenzweige steckt auf dem Lande der junge Bursch zu Pfingsten dem geliebten Mädchen, auf den Sarg geliebter Menschen legt man Palmenzweige und pflanzt Trauereschen und Zypressen auf ihr Grab.

(2.) Der Baum findet sich vorzugsweise außerhalb der Stadt, in Wald und Garten, in Obstplantagen und an Verkehrswegen. Deswegen ist auch der Landmann viel vertrauter mit ihm als der Großstädter, und im ländlichen Hausstand und Volksbrauch spielt der Baum eine größere Rolle als in der Stadt. Aber auch der Städter schätzt den Baum und ziert damit Plätze und Straßen; er ergeht sich gern in den baumreichen Anlagen vor der Stadt und reist oft weit, um die frischen Wälder des Gebirges zu durchwandern oder sich an den seltenen und schönen Bäumen eines Schlossgartens zu erfreuen.

- (3.) „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen;
Wie glänzt er festlich, lieb und milb!“ (G. Meffe.)

So singen die Kinder am heiligen Abend, und unter der strahlenden Tanne freut sich jung und alt. Bei düsteren Zypressen aber und ernstern Trauereschen weint der Mensch über den Verlust seiner Lieben. Auch sonst bringt er gern sein Glück und sein Leid mit dem Baume in Verbindung. Auf

dem Lande bringt der junge Bursch seinem Schatz wohl frische Birkenzweige als Maien, und im Volksliede singt der verlassene Liebhaber:

„Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Äst’.

„Da bin ich wohl mit meinem Schatz viel tausendmal gewest. —

„Und als ich wieder kam zu ihr, verdorret war der Baum;

„Ein andrer Liebster stand bei ihr. Ja wohl, es war ein Traum.“

(4.) „Ihr wollt nicht mehr vom Wald den Maibaum bringen

Und mit den Birnen, die nach altem Brauch

Am Maiest ihr erkauf, im Tanz euch schwingen?

Hält euch nicht fest des Dorfes duft’ge Linde,

Die schon der Väter Lust und Liebe sah?“

Diese Worte ruft G. Kinkel den Auswanderern aus einem Schwarzwaldsdorfe zu und erinnert sie damit an heimische Sitten, die sich an Bäume knüpfen. Als Jungen haben sie gewiß an ästigen Bäumen ihre Kletterkunst geübt und als Mädchen sich beim Spiel hinter dicken Stämmen versteckt und an Händen und Kleidern die unwillkommenen Spuren der allzuinnigen Verührung mit der Baumrinde davongetragen. Später haben sie wohl bei der Ernte das Mahl unter einer schattigen Eiche eingenommen wie die Mäher auf dem Schilde des Achilles (H. 18, 558) oder unter einem weithin sichtbaren Birnbaum wie die Leute des Löwenwirts in Goethes Hermann und Dorothea (4, 57), während die Alten unter dem dichten Blätterdache eines mit ihnen altgewordenen Baumes saßen, der „einen umarmenden Zweig“ um ihre Hütte schlang (Schiller, Spaz. 54).

B. Es ergeben sich aber noch andere Beziehungen zwischen dem Baum I. und dem Menschen, wenn man beide mit einander vergleicht.

1. Weil der Baum wegen seiner Größe, Lebensdauer und Verbreitung besonders in die Augen fällt, liegt es nahe, in seiner Entwicklung eher als in der anderer Pflanzen ein Bild des Menschenlebens zu sehen.

a. Beide werden in ihrer Jugend gewöhnlich gehegt und gepflegt und zwar um so sorgfältiger, je höher die Zwecke sind, denen sie dienen sollen.

a. Wie die jungen Bäumchen in Forstgärten und Schonungen, in Baumschulen und Obstpflanzungen zusammengetan und gleichartig behandelt werden, so schickt man Kinder in Schulen mannigfacher Art. In Gruppen oder Klassen geteilt, in Reih und Glied gesetzt, wachsen beide unter der Obhut erfahrener Leute heran und werden zuweilen bei Widerspenstigkeit mit kräftiger Hand gefügig gemacht. Soll ein Obstbaum eine bestimmte Form annehmen, so wird er gebogen, angebunden und zurecht geschnitten; ebenso wird ein Kind oft zu gerader Körperhaltung und zur Sittsamkeit ermahnt und durch Tadel und Strafe gezwungen, wenn es in die ihm liebgewordene Formlosigkeit zurückfallen will. Und wie der Bäumchen einer sehr edlen Art in eine besondere Pflege nimmt, so nehmen auch manche Eltern besondere Leute an, um ihren Kindern wegen ihrer Stellung in der Gesellschaft eine eigentümliche Erziehung und Vorbereitung zu verschaffen. Wo aber die Zucht ganz fehlt, verwildern Baum wie Mensch und können ihre guten Anlagen nicht so leicht oder so vorteilhaft geltend machen.

Zum besseren Gedeihen ist es oft nötig, daß die jungen Bäume in b. andern Boden und die jungen Menschen in andere Umgebung gebracht werden, wo sie geeignetere Nahrung und Behandlung finden können. Und wie man geringere Baumarten durch Okulieren und Platten veredelt, so sucht man unartigen Kindern bessere Gewohnheiten und Grundsätze beizubringen. Dabei kommt es freilich vor, daß manche Edelaugen nicht angehen und manche gute Lehren in den Wind geschlagen werden.

Im allgemeinen sind Bäume und Menschen in der Jugend leichter zu b. ziehen als in späteren Jahren; je größer sie werden, desto mehr entwachsen sie den Pflegern und den Zuchtmitteln der Jugendzeit. Entweder setzen sie ihnen einen stärkeren Widerstand entgegen, lassen sich nicht mehr so gut biegen und leiten, oder die erziehlichen Eingriffe werden von selbst mehr und mehr überflüssig, weil Bäume und Menschen sich allmählich gewöhnt haben, ohne sie die Haltung anzunehmen, die ihrer zukünftigen Bestimmung am besten entspricht.

Gene setzen brauchbares Brenn- und Nutzholz an, gewähren Schutz vor a. Wind und Regen, spenden Schatten und Erquickung und liefern immer reichere Erträge an Obst, oder was man sonst von ihnen erwartet; diese bewähren sich im Leben und nützen der Menschheit, sie erfüllen ihren Beruf und dienen der Familie, der Gemeinde und dem Staate zur Förderung und Freude, zum Schutz und zur Zierde.

Aber selten bleiben widrige Verhältnisse ganz aus. Den Baum schütteln b. Stürme und greifen unbefugte Hände an, daß er Blätter und Früchte vor der Zeit verliert, Blitze spalten ihn, und andere Feinde verletzen ihn oder entziehen ihm die Nahrung. Auch den Menschen erschüttern die Stürme des Lebens, ein widriges Geschick trifft ihn manchmal in seinem Kern, und oft erleiden seine Erwerbsfähigkeit und Schaffenskraft schwere Einbuße. Ja, wie mancher Baum vom Sturme entwurzelt, vom Wasser unterspült in der Zeit der vollen Kraft zu Boden fällt, so wird manches blühende Menschenleben im Kampfe mit den Elementen oder durch die Bosheit und Unvorsichtigkeit rücksichtsloser Mitmenschen vernichtet; und die Vernichtung ganzer Baumbestände durch Wind- und Schneebruch, durch zerstörende Tiere und Waldbrände erinnert an die Massenverluste an Menschenleben bei einem elementaren Unglück, in blutigen Feldschlachten und bei verheerenden Krankheiten. Bei solchem Mißgeschick retten den Baum weder seine Größe, noch seine Brauchbarkeit und Schönheit, und von den Menschen fallen die Mächtigen und Großen, geistreiche Männer und schöne Frauen, starke Geister und vielversprechende Talente, die Kräftigen und die Reichen so gut wie die Unbedeutenden und Mittelmäßigen. Man kann sogar die Beobachtung machen, daß manchmal das Unglück gerade die hervorragenden Menschen am ersten trifft, wie der Sturm und der Blitz die stärksten und höchsten Bäume. Ihr Sturz ist dann auch besonders gewaltig und ergreifend.

Verhältnismäßig sind es nur wenig Menschen und Bäume, die vor c. Altersschwäche nicht weiterleben können. Alte Bäume werden morsch und

alte Leute hinfällig; von der ehemaligen Pracht und Kraft bleiben nur noch Spuren übrig; wie Ruinen ragen die Hochbejahrten in die jüngere Welt hinein, schadhast und schwach, und erliegen oft einem geringfügigen Anstoß oder fallen schließlich bei zunehmender Ohnmacht von selbst in sich zusammen.

2. Bei all dieser allgemeinen Gleichheit in der Entwicklung sind doch anderseits sowohl die Bäume, als auch die Menschen untereinander wieder gänzlich verschieden, und man kann dreist behaupten, daß es ebensovienig gleiche Bäume gibt wie zwei Menschen, die sich durchaus gleichen.

a. Das gilt sowohl von der äußern Erscheinung, als von den Anlagen und den Gewohnheiten. Zum größten Kummer des Obstzüchters will der eine Apfelbaum nicht gesund bleiben, der Krebs zerfrisst ihm Rinde und Holz, oder er blüht zwar reichlich, will aber keine Frucht absetzen oder zur Reife bringen; die Früchte eines anderen Obstbaumes bleiben trotz aller Pflege klein oder ohne rechten Geschmack, ein anderer dagegen trägt dankbar jedes Jahr reichlicher die schönsten Früchte. Auch die Menschen sind verschieden; der eine ist nervös oder neigt zu Erklärungen, der andere kann das Tanzen oder Klavierspielen nicht lernen, und ein dritter taugt nicht in der Schule oder in der Werkstatt, während ihre Geschwister und viele andere von diesen Mängeln frei sind. Finden diese Unfähigen aber Lebensbedingungen oder Stellungen, die ihren Fähigkeiten besser entsprechen, so leisten sie doch etwas, bisweilen sogar Ungewöhnliches. Dieser kann die sitzende Lebensweise nicht vertragen; und der Zartbesaitete verkümmert in roher Umgebung, der Friedsame in zänkischer Gesellschaft, wie der eine Baum in nassem Grunde, der andere in stürmischer Gegend nicht fortkommt, oder wie der Kirschbaum unter dem mächtigen Walnußbaum und die einzelne Buche zwischen lauter Fichten nicht fortkommt. Kurz, Bäume und Menschen sind unter einander sehr verschieden und haben gewisse, nicht für alle gleiche Lebensbedingungen zu ihrem Gedeihen nötig. Insofern dies auf ganze Stände oder Volksstämme zutrifft, davon wird weiterhin noch die Rede sein.

b. Hier sollen nur noch einige besondere Verschiedenheiten erwähnt werden.

a. Einzelne Bäume gelangen unter günstigen Umständen zu ungewöhnlicher Ausdehnung in Raum und Zeit. Besonders alte und dicke Bäume, hauptsächlich Eichen und Linden, werden in den verschiedensten Gegenden gepflegt und aufgesucht, bewundert und von den Besitzern mit Stolz gezeigt. Und unter den Menschen bringen es einzelne ebenfalls zu einem recht hohen Alter, ansehnlicher Größe und Körperfülle und werden gleichfalls entweder sorgsam gepflegt oder als Sehenswürdigkeiten gezeigt und angestaunt. Namentlich ist aber in übertragenem Sinne die Größe einzelner Menschen oft ungeheuer. Fürsten halten ihren schützenden Arm bisweilen über viele Millionen Untertanen, und manche hervorragende Geister nützen mit segensreichen Erfindungen der ganzen Mitwelt oder erquicken durch ihre Kunstschöpfungen zahllose empfängliche Seelen; der Ruhm tüchtiger Feldherren und Geistesheroen und die Wirkung ihrer Kriegstaten, Gedanken und Schöpfungen er-

strecken sich auf ganze Zeitalter. Wie aber andererseits dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so gelingt es auch der übermäßig anspruchsvollen Eitelkeit mancher Leute nicht, für ihre nur angeblich bedeutenden Leistungen die erstrebte, aber unverdiente Anerkennung zu finden.

Die Gebiete, auf denen der einzelne tätig sein und sich auszeichnen kann, sind ferner so verschieden, wie die Arten des Nutzens, den die Menschheit von den Bäumen hat. Von den Obstbäumen verwertet man vorwiegend die Früchte, von den Eichen auch die Rinde; aus den Weidenzweigen flieht man Körbe und bereitet aus dem Harze gewisser Bäume Gummi und andere technisch verwendbare Stoffe oder wohlriechende Balsame; das Holz gebraucht man als Bau- und Nutzholz, zum Heizen und zur Herstellung von Holzwohle und weiß selbst aus der Asche noch brauchbare Stoffe herauzzuziehen. Auf ebenso mannigfaltige Weise kann der einzelne Verwendung in der menschlichen Gesellschaft finden. Dieser dient dem Staate als Beamter oder Soldat, jener treibt Ackerbau, Schifffahrt oder Handel; andere werden Fabrikanten, Handwerker oder einfache Arbeiter. Und wie sich häufig schmarokkende Pflanzen und nutzlose oder widerwärtige Tiere von dem Saft und den Blättern der Bäume nähren, so werden auch wohlhabendere Leute von faulen Schmarokkern, frechen Bettlern und Dieben gebrandschatzt, gewähren aber andererseits auch, wie die Bäume den gesiederten Sängern und dem verfolgten Wilde, so bedürftigen Talenten und nothleidenden Unglücklichen Schutz und Unterstützung.

Alles zusammen, Größe, Wuchs, Färbung und gewisse Eigentümlichkeiten geben den Bäumen eine Art von Charakter, der zum Vergleich mit den menschlichen Charakteren einlädt. Der Pappel stolze Geschlecht erwähnt Schiller im Spaziergang, und den Apfelbaum nennt Uhland einen wundermilden Wirt (Einkehr). Die Eiche ist i. a. ein Bild wilbkühner Schönheit, selbstbewußter Stärke und knorrigen Selbstentums, die Linde scheint Würde und Anmut, Stärke und Zartheit zu vereinen; sie steht da wie eine schöne Frau von kräftigem Wuchs und heiterem Gemüt. Dagegen macht die Birke den Eindruck eines frischen, kindlich unbefangenen Mädchens, auch noch im Alter, wo die Zweige schleierartig herabhängen, etwas verschämt und zierlich. Die Buche gleicht einem Turner; straff und sehnig streckt sie die nackten Äste aus, deren kurzgestielte Blätter sie dem Winde nicht zum Spiele darbietet, wie auch jugendkräftigen Männern das kindische Getändel nicht mehr gefällt. Und ist die Tanne das Bild düsterer Schwermut, so gleicht die Weide einem geschmeidigen Hösling, der jedem Windhauche der fürstlichen Gunst nachgibt, jedem Sturme aber, der ihn zu stürzen droht, gewandt auszuweichen versteht. Die am Boden liegende Legföhre kann man dem kriechenden, rüdgratlosen Schmeichler vergleichen und die Espe dem furchtsamen Feigling, der bei jeder Störung vor Angst oder Schreck zittert. Alten Baumriesen, denen schon manches Jahr und mancher Sturm über das Haupt hinweggeschritten ist, könnte man die reiche Erfahrung und ruhige Würde eines vielgeprüften, ehrfurchtgebietenden Greises zuschreiben, während

auffällig feldam und regellos geformte Bäume wunderlichen und griffenhaften Sonderlingen zu gleichen scheinen, die durch ihr Benehmen und ihre Ansichten Staunen und Aufsehen erregen, oder formlosen Gefellen und Narren, die theils Spott, theils Mißachtung verdienen.

II. Man könnte solche Vergleiche vielleicht noch weiter führen. Wir wenden uns aber nun von den einzelnen Menschen und den Menschenklassen, zu denen sich die einzelnen zusammenfassen lassen, weil sie ihre bezeichnenden Eigenschaften zufällig mit vielen anderen gemein haben, den Menschengemeinschaften zu, die wegen ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit oder organischen Zusammensetzung ein Ganzes bilden.

1. a. Es ist üblich, den verwandtschaftlichen Zusammenhang einer Familie mit der Verästelung eines Baumes zu vergleichen und unter dem Bilde eines Stammbaumes zu veranschaulichen. Man sagt daher auch, eine Familie sei weitverzweigt, und ihre Sprößlinge stammen alle von einem gemeinsamen Stammvater ab.

b. In weiterem Sinne nennt man ganze Völkerschaften Stämme. Und noch weiter geht der Dichter Freiligrath in den Worten:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und weß verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.“

Er kann sich dabei auf die physiologische Ansicht stützen, nach der jedes Auge ein selbständiges Individuum ist, wie sie der Baum alle Jahre in Massen aus sich entwickelt, eine Vorstellung, die man zwar auch auf den Vergleich der Völkerschaften mit Baumstämmen übertragen könnte, die aber gewöhnlich hinter der andern zurücktritt, daß die verschiedenen Völkerschaften, jede für sich, ein Ganzes bilden, das ein gemeinsames Schicksal hat.

2. Dagegen denkt man bei dem Vergleich der Familien, Geschlechter, Volksstämme und Völkergruppen mit den Familien der Baumgattungen und ihren Arten und Abarten mehr an Einzelheiten. Was den Angehörigen eines Volkes in Bau und Färbung, in Sprache und Sitte eigentümlich ist, ihre Verbreitung und Daseinsbedingungen findet man bei den Bäumen in ähnlichen Erscheinungen wieder und ordnet sie danach genau so, wie die Menschen, zu einem Systeme.

a. Der Verwandtschaft nach stehen sich z. B. unter den Laubbäumen die Kernobstbäume nahe, scheiden sich aber wieder in Apfel- und Birnbäume, Quitten u. a., die selbst wieder als Arten wie Butterbirne, Bergamotte, Forelle u. s. w. auftreten und sogar noch weiter in vielen Abarten gezüchtet werden. Andererseits zerfallen in ähnlicher Weise die kaukasischen Völker in Slawen, Romanen, Germanen u. a. und diese wieder in Unterabteilungen, die Germanen etwa in Deutsche, Scandinavier, Niederländer u. s. f. bis in die Volksstämme und ihre kleineren Bestandteile, die, landschaftlich zusammen-

sitzend, sich bisweilen noch merklich von den umwohnenden Völkchen oder Volkspflittern unterscheiden.

Denn außer der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit ist auch die örtliche oft von Bedeutung. Wie gewisse Bauarten nur in gewissen Gegenden vorkommen und die Zonen, die Erdteile, Länder und Landschaften oft Bäume aufweisen, die für sie bezeichnend sind, so ist es auch mit den Menschen. Der spanische Zigeunerhube friert im Norden, der Europäer ertrinkt in den Tropen, und der Ägypter verkümmert in der Ebene vor Heimweh nach seinen Bergen. Klima und Bodengestaltung sind von ähnlichem Einflusse auf die Bäume und die Menschen, sie gewähren den einen unter ihnen, was sie den andern versagen, und wirken so mit an der Beschränkung einzelner Baum- und Menschenarten auf bestimmte Heimatländer.

Endlich kann auch der Wald als das Bild eines Volkes gelten. 3.

Der moderne Forstbetrieb ordnet den Wald freilich nach wirtschaftlichen Rücksichten durch willkürliche Eingriffe. Die verschiedenen Holzarten und Altersklassen sind streng geschieden und machen darum i. a. mehr den Eindruck eines modernen Heeres; enggedrängt, genau ausgerichtet, gleich hoch, gleich gefärbt und gleichförmig gebaut gleichen die Nadelhölzer den Regimentern des Fußvolkes, während der Laubwald mit seiner freieren und bunteren Bildung an die beweglichen und verschiedenfarbig gekleideten Schwadronen der Reiterei erinnert. Ein solcher Wald scheint einem Volk in Waffen vergleichbar. a.

Der Urwald aber in seiner ursprünglichen Wildheit und Regellosigkeit ist wie ein unkultiviertes, kraftvolles Volk, bei dem die Stände noch nicht scharf einander gegenüberstehen, bei dem die Lebens- und Besitzverhältnisse noch nicht durch Staatsgesetze, das Benehmen und der Verkehr noch nicht durch Polizeiverordnungen und Herkommen geregelt sind. Und der gemischte Wald mit seinen ehrwürdigen Eichen, den mannigfachen Gruppen verschiedenen Schlages und Alters, den vielen Bäumen und Bäumchen von allerlei Art und teils zu dieser, teils zu jener Verwendung bestimmt, macht den Eindruck einer Gesamtheit von Adelligen und Bürgerlichen, Arbeitern und Müßiggängern, von Großen und Kleinen, von Armen und Reichen, wie sie das Volk bilden; die einzelnen sorgen jeder möglichst für sich und helfen doch das Ganze fördern, behindern sich u. U. und reiben sich an einander, machen aber doch alle zusammen ein großes zusammenklingendes Ganzes aus. b.

Und das öffentliche Leben des Volkes steht auch in einer gewissen Beziehung zu Bäumen. In alter, heidnischer Zeit waren einzelnen Göttern alte Bäume geweiht, wie die Donarzeiche bei Geismar, die Bonifatius fällte. Auch noch in geschichtlicher Zeit fanden feierliche Versammlungen der Gemeinde unter Bäumen statt, entweder zu Verhandlungen politischer Art wie die Landtage der 7 freien friesischen Seelände im XIII. Jahrhundert unter Eichen, dem sog. Upstalsboom bei Aurich, oder zu Gerichtssitzungen wie bei den westfälischen Fehmgerichten unter der Fehmlinde bei Dortmund. Und noch in neuester Zeit pflanzen die Gemeinden zum Gedächtnis für c.

spätere Geschlechter und in Erinnerung an frühere Ereignisse einen Baum z. B. eine Friedenslinde wie 1871 nach dem Kriege mit Frankreich oder eine Schillerlinde, wie sie seit dem 100jährigen Geburtstag des großen Dichters den Marktplatz unserer Stadt ziert.

5. Die Sprache des Frühlings.

A n o r d n u n g.

A. Der Frühling wird allgemein freudig begrüßt.

B. Er hat auch etwas zu sagen. Er mahnt und erinnert, indem er zu Betrachtungen und Vergleichen veranlaßt. Der Frühling spricht eine doppelte Sprache:

I. Als vorübergehende Zeit jungen Lebens

1. (i. a.) ermuntert er,
 - a. weil er eine schöne Jahreszeit ist, zur Heiterkeit;
 - b. weil er die Zeit der Saat und Blüte ist, zur Vorbereitung auf eine erhoffte Ernte.
2. (i. b.) erinnert er
 - a. an die Liebeszeit, und zwar an ihre
 - a. Bönne und b. Kürze;
 - b. an die Jugendzeit, und zwar
 - a. an das Recht der Jugend, die
 - aa. bei aller Schwäche und Mangelhaftigkeit
 - bb. doch eine Zeit des Glückes, nämlich
 - aa. der heitern Unbefangenheit
 - bb. und der lebhaften Empfindung, verleben soll;
 - b. aber auch an ihre Pflicht, da sie durch
 - aa. Unterricht und bb. Erziehungfür die Zukunft vorbereitet werden soll;
 - c. an den ewigen Frühling im Herzen.

II. Als wiederkehrende Zeit neuen Lebens nach vorhergegangener Erstarrung

1. erweckt sie neue Hoffnung bei denen, die fast verzweifelt sind
 - a. an ihrem äußeren Glück,
 - a. die Genesung nach langer Krankheit
 - b. die Freiheit nach langer Gebundenheitwieder zu erhalten.

- b. an Gott und der Menschheit, weil
a. ihre Hoffnungen fehlgeschlagen sind oder
b. ihr Vertrauen getäuscht worden ist.

2. erinnert sie an die Auferstehung und ein neues Leben.

C. Der Winter ist nicht so schädlich und so tot, wie er scheint und die notwendige Voraussetzung des Frühlings.

Ausführung.

Wenn der rauhe Winter die Kleinen in die Stube bannt, singen sie: A.
„Komm, lieber Mai, und mache Die Bäume wieder grün Und laß mir an dem Bache Die kleinen Veilchen blühn!“ (Oberbeck.) Und ebenso herzlich und sehnfüchtig wünschen alle den Frühling herbei, denen die Kälte weh tut und den Verdienst beeinträchtigt. Ja, auch die Wohlhabenden werden schließlich der eigentümlichen Reize und Freuden 'des Winters überdrüssig. Man kann wohl sagen, daß jedermann den Frühling gern kommen sieht und seine Vorboten freudig begrüßt.

Dann lösen sich die Fesseln, die der Winter der Natur angelegt hatte; B.
der Frühling schafft bald Leben. „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche Durch des Frühlings holden, belebenden Blick“ (Goethe, Faust), und bald zeigen sich die Pracht und die Wunder, die die Dichter zu besingen nicht müde werden. Uhland sagt z. B.: „Saatengrün, Veilchenluft, Lerchenwirbel, Umfellschlag, Sonnenregen, linde Luft! Wenn ich solche Worte singe, Braucht es dann noch großer Dinge, Dich zu preisen, Frühlingstag?“ Und bei Rodenberg heißt es: „Nun bricht aus allen Zweigen das maienfrische Grün, die ersten Lerchen steigen, Die ersten Veilchen blühn, Und golden liegen Tal und Höhn. O Welt, Du bist so wunderschön Im Maien!“

Jung, frisch, heiter ist der Frühling und von hinreißender Liebens- I. 1. a.
würdigkeit. „Da kommt der Lenz, der schöne Junge, Den alles lieben muß, Herein mit einem Freudensprunge Und lächelt seinen Gruß.“ (Lenau.) Sein erstes Wort kommt aus lachendem Munde und stimmt die Menschen gleich frohgemut und heiter. Mit williger Lust vernehmen sie dann seine weiteren Mahnungen: „Freut euch der wohlthuenden Wärme, des jungen, frischen Lebens in Wald und Flur, des hellen Grüns und der bunten Blumen, der singenden Vögel und der balsamischen Luft!“ Zwar hat der Winter auch seine Reize und Wunder, aber die des Frühlings sind viel leichter zu entdecken und viel behaglicher zu genießen, und denkt man bei all dem Sprossen und Blühen, dem Wachsen und Zunehmen auch an die kommende Ernte mit ihren neuen Genüssen und ihrem reichen Gewinn, so gehorcht man um so freudiger der Aufforderung des Frühlings, die Gegenwart zu genießen und auf die Zukunft zu hoffen.

Aber der Frühling ist auch nicht müßig. Die schöne Außenseite be- b.
deckt nur das geheimnisvolle ernste Wirken. Die Zeit der Reife und Ernte kommt zwar unaufhaltsam, aber Genuß und Gewinn bietet sie nur, wenn der Frühling seine befruchtende Arbeit tut. Er bereitet den Segen des

Herbstes vor und ruft dabei den Menschen zu: „Mach's mir nach! Sorge für die Zukunft!“ Wer auf seine Mahnung hört, sucht sich den Erfolg auch durch rechtzeitige Vorbereitung zu sichern. Einerseits benützt er die Ordnung der Natur und sät und pflanzt im Felde und im Walde, pflegt das Jungvieh im Stall und auf dem Geflügelhofe, schont das Wild und die laichenden Fische, um für seine Sorge und Mühe desto reichlicher belohnt zu werden. Andererseits geht er überhaupt an jedes Werk mit Liebe zur Sache und kundiger Sorgfalt. Das Gedeihen richtet sich nach dem Bemühen. „Will einer in der Welt was erjagen, Mag er sich rühren und mag sich plagen!“ (Schiller, Wallensteins Lager.) „Von der Stirne heiß Rinne muß der Schweiß, Soll das Werk den Meister loben; Doch der Segen kommt von oben.“ (Schiller, Lied v. d. Glocke.) — Freilich scheint der Segen bisweilen ausbleiben und die Mühe vergeblich zu sein. Aber auch dann kann der Frühling die Lehre geben: „Wie mir nicht alle Blüten reifen, kann auch dich das Mißgeschick treffen. Dann verzage so wenig, wie ich in meinem Geschäft ermüde; greif das Werk anders an, ohne den Mut zu verlieren!“

2. Besonders erinnert der Frühling als die Zeit des warmen Lebens, der fröhlichen Lust und der stillen Verheißung an gewisse Lebensabschnitte, die gleicherweise als die Zeiten gepriesen werden, in denen Lebensfreude und Hoffnung am meisten keimen und gedeihen.
- a. Von der „seligen, goldenen Zeit“ des Lenzes und der Liebe singen die beiden Säger in Uhlands Ballade (Des Sängers Fluch), und immer wieder stellen die Dichter beide neben einander. „O Maienzeit, o Liebestraum, Was ist so süß wie Du!“ (Blüthgen.) Wie der Lenz die Knospen schwellt, so schwellt die Herzen warme Liebe. Geibel behauptet sogar: „Die Liebe gleicht dem April; Bald Frost, bald fröhliche Strahlen, Bald stürmisch und bald still; Bald heimliches Ringen und Sehnen, Bald Wolken, Regen und Tränen Im ewigen Schwanken und Wähnen, Wer weiß, was werden will?“
- b. Im Überschwange des Gefühls ruft wohl mancher Liebende mit Schiller aus: „O, daß sie ewig grünen bliebe, Die schöne Zeit der jungen Liebe!“ Er bedenkt nicht, daß das ein Widerspruch in sich wäre und so unmöglich ist wie ein ewiger Frühling. Dieser geht vorüber und macht den andern Jahreszeiten Platz; ebenso wird die Brautzeit mit ihrem hellen Jubel und ihrer Hoffnung von der Ehe und der Erfüllung abgelöst. Ein jähes Ende bereitet manchmal ein kalter Hauch den empfindlichen Blüten des Frühlings und der Liebe. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, Er fiel auf die zarten Blaublümlein. Sie sind verweltet, verdorret“ heißt es im Volksliede, und bei Schiller singt „das Mägdlein hinaus in die finstre Nacht, Das Auge vom Weinen getrübet: Das Herz ist gestorben, Die Welt ist leer, Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr“ (Piccolomini). Wie die Knospen des Frühlings bisweilen von außen durch Sturm und rohe Gewalt, von innen durch Insektenlarven zerstört werden, so werden die

Knospen der Liebe auch durch Verleumdung und Bosheit gefährdet oder durch den Wurm der Selbstsucht vernichtet.

Die andere Wonnezeit, an die der Frühling erinnert, ist die Jugend. b. a. Indem er die Natur so frisch und neu, so lustig und verheißungsvoll gestaltet, will er ein lehrreiches Bild der Jugend sein, in dem die leuchtenden Farben und sonnigen Lichtstrahlen überwiegen, in dem es aber auch nicht ganz an Schatten und dunkeln Flecken fehlt.

Zu diesen Schatten gehört die Schwäche, die dem jungen Nachwuchs aa. der Natur- und Menschenwelt anhaftet. Die zarten Pflänzchen und jungen Tierchen erliegen leicht den Unbilden der Bitterung oder fallen ihren Feinden zur Beute. Aber in der Tierwelt wenigstens haben die unbeholfenen, unerfahrenen, ungeschickten Jungen an ihren Eltern natürliche Beschützer, die sie wärmen, füttern, warnen und verteidigen. Und durch deren Beispiel mahnt der Frühling die Menscheneltern, in gleicher Weise ihrer Pflicht nachzukommen und ihre zarten Kleinen vor Hunger und Kälte, vor schädlicher Nahrung und verderblichem Umgange zu bewahren. Leider beherzigen manche Mütter die Lehren zu wenig, die ihnen jede Henne und jede Rinde geben könnte, und lassen aus Bequemlichkeit, Vergnügungslust und Eitelkeit ihre Kinder darben oder zu Schaden kommen, so daß manch armes Kind seine Jugend in Trauer und Qual zubringen muß, wo es doch das natürliche Recht auf eine ungetrübte Jugendzeit hat.

Denn Frühling und Jugend sind Zeiten der Lust. Von Lebenslust bb. zeugt die fröhlich sprießende Saat und der überreich blühende Baum, wie aa. die Behendigkeit der mit der Henne ausziehenden Küchlein und die Drolligkeit der hüpfenden Lämmer. Lebenslust und Frohsinn sind auch die natürlichsten Eigenschaften der jungen Menschenkinder, die noch heiter und unbefangen in die Welt hineinschlafen können und sich ihren leichten Sinn nicht gern und nicht lange trüben lassen, die ihre körperliche und geistige Kraft im Spiele üben und die Welt im rosigsten Lichte zu sehen lieben.

Und wie oft die Pflänzchen auf engem Raum so dicht und üppig bb. keimen, wie am schwachen Zweige oft die Blüten so zahlreich hervorkommen, daß der Überfluß auf die Dauer gar nicht gedeihen könnte, so besitzt das Kinderherz eine Überfülle von warmer Empfindung und lebhafter Einbildung, daß es oft allzuheiß aufwallt in Liebe und Haß, in Furcht und Hoffnung, in Kummer und Zutrauen, daß es die kühnsten Luftschlösser baut und ohne viel Wägen und Besinnen das Schwierigste, ja, das Unmögliche versucht, daß es auch das Wertlose hochschätzt, den Schein für Wirklichkeit und die Wirklichkeit nicht ernst nimmt. Daher kommt es auch, daß sie oft so leicht für das Gute begeistert ist, wie sie es erkennt, und unbedingt an Tugend und Gerechtigkeit glaubt.

Diese Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit, diese Wärme und Kurzsichtigkeit machen zum guten Teile das Glück der Jugend aus und sind der Kindheit Recht. Wer die Sprache des Frühling versteht, sucht die laute und unbefangene Lust nicht grämlich zu unterdrücken und strengt die noch unent-

wirksten Kräfte nicht vorzeitig über das Maß an. Er wehrt vielmehr denen, die aus Unverstand den Kindern keine Zeit zum Spielen lassen, und lindert nach Kräften das Los der unglücklichen Kleinen, denen die Not des Lebens oder des Geschicks die Jugendlust raubt. Er ist auch nachsichtig gegen die übertriebenen Äußerungen des Gefühls und lächelt über die Trugbilder der Phantasie, die dem Kindesalter eigentümlich sind; weiß er doch, daß sich mit der Zeit die sich überfliegende Begeisterung und der allzuversichtliche Glaube an den endlichen Sieg des Guten mäßigt.

b.

Denn dies Glück der Jugend ist so wenig dauerhaft wie der Frühling. Unfehlbar fast kommt die Zeit, wo die Arglosigkeit aufhört und die Jugenträume dem Ernste des Lebens geopfert werden müssen. Wie alles Blühen der Pflanzenwelt nur um der Frucht willen geschieht, wie jeder Vogel seine Brut und jedes Säugetier seine Jungen nur durch die Jugendzeit bringt und hernach sich selbst überläßt, so ist auch die Jugend des Menschen nur eine Vorstufe des späteren Lebens mit seinen ersten Aufgaben. Von jedem ihrer Mitglieder erwartet die menschliche Gesellschaft, daß es sich für die Zwecke ihrer verschiedenen Formen, der Familie, Gemeinde, Kirche, des Standes und Staates förderlich und brauchbar erweise. Nun predigt der Frühling in jeder seiner Erscheinungen den Menschen die Pflicht, die Jugend nicht ungenützt verstreichen zu lassen, sondern willig und ernstlich die von der Natur in sie gelegten Anlagen zu pflegen und zu bilden. Dadurch wird das Recht der einzelnen auf das Glück der Kindheit auch so wenig beeinträchtigt, wie die Natur selbst ihrem jungen Nachwuchs den Reiz des Daseins dadurch verkümmert, daß sie ihn zu der Vollkommenheit heranbildet, die sein Fortkommen ermöglicht. Wer nicht von allein darauf kommt, dem kann es die Erfahrung sagen, die er in jedem Frühjahr wieder machen muß, daß die Natur jedem Einzelwesen der Tier- und Pflanzenwelt die Möglichkeit bietet, sich in seiner Art und nach seinen Kräften zur Selbständigkeit zu entwickeln. „Was eine Nessel werden will, brennt beizeiten“, denn das ist der Nesseln Art, und „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“, denn gleichen können sie es den Alten noch nicht. Aber keine Nessel will wie eine Rose blühen und kein Vogel bellen oder brüllen; und wenn sie es wollten, würden ihnen die natürlichen Voraussetzungen dazu fehlen, oder sie würden, wie das Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt, die traurigsten Erfahrungen machen müssen. Dies Bäumchen kommt auch nur in der Fabel vor; in Wirklichkeit ist jedes Naturwesen mit seinem Lose zufrieden, selbst der Teufel und der Esel wagen zu scheinen, was sie sind. Auch der Mensch darf sich in der Jugend seiner Pflicht nicht entziehen; Unterricht und Erziehung sind notwendige Voraussetzungen künftiger Tüchtigkeit, und nur, wenn dadurch die natürliche, unbefangene Heiterkeit und Lebhaftigkeit zerstört wird, kann ein Kind mit Recht klagen, daß ihm seine Jugend geraubt wird.

aa.

Einen Unterricht, der nicht den Gaben, und eine Beschäftigung, die nicht den Kräften der Jugend angepaßt ist, sollte weder der eigene Ehrgeiz noch die elterliche Eitelkeit erstreben, und „Aus Widern wird doch kein

Weizenmehl“, wie es im Sprichwort heißt. Von dem Hühnchen, das eifrig scharrt, und von dem Käzchen, das zu Klettern und den kollernden Ball zu erhaschen sucht, sollte man aber lernen, daß die vorhandenen Kräfte angemessen geübt werden müssen, wenn man sie erhalten und steigern will, und von dem aufstrebenden Halme und der Fruchtbildung der Obstblüten, daß die Jugend keine Zeit untätiger Ruhe und nutzloser Schaustellung sein darf. Andererseits erzielt der Gärtner im Treibhause wohl ungewöhnliche Zuchterfolge, aber meist auf Kosten der Gesundheit und Lebensfähigkeit der Versuchspflanzen; und künstlich bewirkte Frühreife und Altklugheit der Menschenkinder schadet oft mehr, als der Gewinn wert ist.

Wenn man den Züchter und Landmann aber im Frühjahr jäten und ^{bb.} gießen, Samen und Zuchtthiere sorgsam wählen, alles Zunge und Empfindliche schützen und pflegen sieht, so kann man daraus die Lehre ziehen, daß der Charakter der menschlichen Jugend auch gepflegt werden muß, wenn man auf guten Ertrag rechnet; da ist das Unkraut der bösen Neigung zu bekämpfen, schlechtes Beispiel fernzuhalten und die Seele an das Gute zu gewöhnen. Die Urteilsfähigen schätzen im Leben die am höchsten, deren gute Eigenschaften durch eine verständige Erziehung und Selbstzucht zur schönsten Entfaltung gebracht sind, während die Unedleren wenig gelten, auch wohl wie lästige oder giftige Unkräuter verfolgt und unschädlich gemacht werden.

Allerdings geht der Reiz und die Schönheit des Frühlings und der ^{c.} Jugend allmählich verloren, je weiter die vorbereitende Umänderung der ursprünglichen Form vorschreitet. „Der Frühling des Jahres, wie glänzt er im Mai! Doch wenige Wochen, so fliegt er vorbei. — Der Frühling der Jugend, wie blüht er so schön! Doch wenige Jahre, so muß er vergehn!“ Kann man den Frühling nicht dauernd genießen? Kann man die Jugend nicht dehnen? Manche versuchen es die Jugend festzuhalten, indem sie noch lange jugendliche Tracht, kindliches Benehmen, naive Unerfahrenheit zur Schau tragen, und werden darüber zu Narren. Das täuscht so wenig über den Verlust der Jugend hinweg, als man Glauben finden würde, wenn man hartnäckig die Sommertage für Maienzeit ausgäbe. „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder“ (Schiller, Resignation). Und doch fährt der Dichter der eben angeführten beiden Strophen fort: „Der Frühling des Herzens, ein schönes Gemüt: O, lieblichste Gabe, die nimmer verblüht!“ Ein solches Herz, ein solches Gemüt sich zu verschaffen, rät der Frühling. Wenn man das könnte, so hätte man das Unmögliche möglich gemacht. Und es gibt solche bevorzugte Menschen, trotz ihres greisen Hauptes strahlt in ihrem Herzen eine ewige Frühlingssonne, die sie erwärmt und erheitert. Von den Banden der Selbstsucht befreit, teilen sie freigebig von dem Schätze ihrer Güte mit. Sie scheinen ewig jung zu sein, weil sie milde urteilen und nachsichtig verzeihen, an die Kraft und den Sieg des Guten glauben und sich leicht für edle Aufgaben begeistern. Ein solcher Sinn trägt auch leicht über Gram und Sorge hinweg und findet Trost bei eigenem Unglück, ohne dabei leichtfertig und oberflächlich zu sein. Oft haben sie das sonnige Gemüt frei-

lich auch erst gefunden, nachdem sie schwere Kämpfe und bittere Erfahrungen durchgemacht haben.

II. 1. Manchmal ist das Herz wie erstarrt und will die Hoffnung fahren lassen, wenn ein schweres Schicksal die Kräfte lähmt oder dem Streben jeden Erfolg zu versagen scheint. Aber wie die tot geglaubte Natur, in der der Winter alles Leben fest gebannt hat, von den Strahlen der Frühlingssonne wieder zu neuem Leben erweckt wird, wie nach der winterlichen Erstarrung in Eis und Schnee die ersten Blümchen und Triebe wieder erscheinen, so belebt sich auch im schwer geprüften Menschenherzen die Hoffnung wieder. Ein frischer Duft gleichsam, ein neuer Klang, linde Lüfte und verheißungsvolle Blüten vertreiben aus dem armen Herzen die Angst und Qual, bis die Überzeugung durchbricht: „Nun muß sich alles, alles wenden!“ (Uhland, Frühlingsglaube.)

a. a. So empfindet Drest in Goethes Iphigenie, als er bei der Schwester Gebet und des Freundes Zuspruch merkt, daß der Druck von seiner Stirn gewichen ist und neue Lebenlust sein Blut erwärmt. So empfindet mancher Kranke mit seinen Angehörigen, wenn die hängen Tage vorüber sind und das erste Zeichen der Genesung sich bemerkbar macht.

b. So empfindet auch Maria Stuart bei Schiller, als sie nach langen Jahren strenger Haft den leichten, geflügelten Schritt wieder auf dem grünen Teppich der Wiesen prüfen kann. „Bin ich dem finstern Gefängnis entfliegen? Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?“ Freilich ist es bei ihr „ein süßer Wahn“, aber manchmal wird doch wirklich dem hoffnungslos Schmach tenden oder Gebundenen die Tür des Kerkers geöffnet und die Freiheit wiedergegeben. Einen hellen Schein wirft die Botschaft des Leonidas in den hohen Turm von Munkacs: „Alexander Ppsilanti, sei begrüßt und fasse Mut!“ (Wilh. Müller.) und Gudrun ruft, als sie ihren Geliebten wiedergesehen hat: „Freude naht mir, Trost und hohe Wonne“; der blinde König, dem der junge Sohn die Tochter, seines Alters Glück, wiedergewonnen hat, konnte sagen: „Nun wird mein Alter wonnig sein Und ehrenvoll mein Grab“ (Uhland), und Frau Berta fing wieder an auf König Karls Verzeihung zu hoffen, als sie die vom König abgeschickten Herren und Damen zur Felsenkluft kommen sah (Uhland, Klein Roland).

b. Nicht nur das äußere Glück, Gesundheit und Freiheit, kehrt oft bei dem, der es entbehren mußte, wieder ein, wie sich der Frühling nach dem Winter wieder einfindet, auch die schwer gefährdeten Güter des Gottvertrauens und des Glaubens an die Menschheit werden der Seele bisweilen wiedergewonnen und erhellen und erwärmen das erkaltete und umbüßerte Gemüt.

a. Wie trübe es in einem Herzen aussieht, dessen schöne Hoffnung grausam zerschmettert ist, kann das erschütternde Schicksal von Wallensteins Tochter Thekla, deren „Herz gestorben ist“, oder das der Mutter der feindlichen Brüder zeigen, die die Götter nicht mehr fürchtet und ihnen Trost bietet (Schillers Piccolomini und Braut von Messina). Diesen beiden blüht frei-

lich kein neuer Hoffnungsfrühling wieder; aber öfters wird doch im Leben Unglücklichen in ähnlicher Lage eine neue Aussicht eröffnet.

Öfters kehrt auch bei den schmählich Verrathenen und in ihrem arg-
lofen Vertrauen schwer Getäuschten ein neuer Lebensfrühling wieder ein, der ihnen den Glauben an die Menschheit wiedergibt, wie es bei Maria, der Schwester Götz von Berlichingens der Fall ist, die erst nach Weislingens Treubruch ihr Leben „verjammern und verbeten“ wollte, dann aber in Sickingen den Mann findet, der sie wieder „singen machen“ will.

So schwer Geprüfte, aber dem hellen Leben Wiedergewonnene mögen
wohl bei jeder Wiederkehr des lebenerweckenden Frühlings an ihre eigene Wiederbelebung erinnert werden. Alle aber will die Lösung der im Winterschlaf erstarrt daliegenden Natur an die im Glauben erhoffte und ersehnte Auferweckung zu einem neuen, seligen Leben im Jenseits erinnern.

Diese ganze laute und eindringliche Sprache des Frühlings, die es
wert ist, gehört, verstanden und beherzigt zu werden, beruht nun doch auf dem Gegensatz zum Winter, nach dessen scheinbar lebloser und lebensfeindlicher Starrheit ein junges, neues Leben ersteht oder ein scheinbar getöter wieder erweckt wird. In Wirklichkeit ist der Winter nicht so schädlich und so tot, wie man wohl glaubt. In Samenkörnern und Knollen, in Wurzeln und Stämmen, selbst im Erdboden und im Organismus des Tierleibes gehen, dem Auge freilich unsichtbar, doch wichtige und notwendige Veränderungen vor, ohne die der Frühling gar nicht erstehen könnte. So hängen auch die Menschen und ihre Taten und Zustände innerlich zusammen: „Viele Geschlechter Reihen sich dauernd In ihres Daseins Unendliche Kette“ (Goethe, Grenzen der Menschheit) und „Nichts ist verloren und verschwunden, Was die geheimnisvoll waltenden Stunden In den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen — — Und alles ist Frucht und alles ist Samen“ (Schiller, Braut von Messina 3, 292 ff).

6. Das Glück eine Klippe.

Anordnung.

- A. Das Leben wird oft mit einer Seefahrt verglichen.
- B. Das Glück, wie es die Menge versteht, ist eine Klippe.
 - I. Wie die Klippe das Schiff zerschlägt, so zerstört das Glück oft
 - 1. die Voraussetzungen des äußern Lebens, nämlich
 - a. (direkt)
 - a. Gesundheit und
 - b. Erwerbsfähigkeit,
 - b. (indirekt) die Sicherheit für Leben und Eigentum;

2. die Bedingungen des inneren Glücks, nämlich
 - a. Zufriedenheit und Ruhe des Gemüts,
 - b. Rechtfchaffenheit und Gewissensreinheit.
- II. Wie auf dem Meere tritt die Gefahr des Scheiterns meist ein
 1. durch die eigene Schuld dessen, der
 - a. zu können glaubt, was er nicht kann,
 - b. zu müssen glaubt, was er nicht braucht,
 - c. zu dürfen glaubt, was er nicht sollte;
 2. unvermutet, so daß sie
 - a. unvorbereitet und daher um so
 - b. empfindlicher trifft.
- C. Die Klippe läßt sich auch vermeiden.

Ausführung.

- A. Das Leben mit einer Reise zu vergleichen liegt ziemlich nahe. Wer auf der Lebensreise irgendwo und irgendwie sein äußeres Glück zu finden hofft, denkt wohl daran, daß früher kühnen Schiffern eine Seereise in ferne Länder oft ungeheuren Gewinn gebracht hat, wie es auch der Chor in Schillers Braut von Messina ausspricht: „Wer das grüne kristallene Feld Pflügt mit des Schiffes eilendem Riele, Der vermählicht sich das Glück, dem gehört die Welt; Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte! Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung und der Zufälle launisch Reich!“ (1, 925 ff.) Auch der Wachtmeister in Wallensteins Lager gebraucht diesen Vergleich und lobt dem Rekruten den Soldatenstand mit den Worten: „Auf der Fortuna ihrem Schiff Ist Er zu segeln ein Begriff; Die Weltkugel liegt vor ihm offen. Wer nichts waget, der darf nichts hoffen“ (420 ff.). Und allerdings ist solche Reise ein Wagnisstück. Man kann das Glück verfehlen oder auch unterwegs zugrunde gehen, denn „Auf hoher See sind große Wellen, Verborg'ne Klippen, starker Wind!“
- B. Auf einer ähnlichen Vorstellung beruht das Wort „Das Glück eine Klippe“. Jedoch scheitert das Lebensschiff danach nicht auf der Fahrt nach dem Glücke an einer beliebigen Klippe, sondern das Glück ist hier selbst als die Klippe gedacht, die der Fahrt ein jähes Ziel setzt. Wie die zweite Hälfte des Sprichwortes „Das Unglück eine Schule“ zeigt, hat man unter „Glück“ das zu verstehen, was die meisten Menschen dafür ansehen, wie es auch Aröfus, Polykrates und Damokles auffaßten, Reichtum, Macht, Ansehen, leichte Erfüllung der Wünsche und Gelingen der Unternehmungen. Dieses sogenannte Glück soll also eine Klippe sein.
- I. Die Klippen sucht der Schiffer ängstlich zu vermeiden. Denn bei einem Zusammenstoße werden die Planken zertrümmert, und durch das Leck bringt das Wasser in den Schiffsrumpf; das Schiff schwimmt nicht mehr und sinkt mit dem ganzen Fußgale auf den Meeresboden. Oft gehen die Ladung und Besatzung des Schiffes ganz verloren, immer aber ist die Fortsetzung der Reise unmöglich und ein bedeutender Schaden sicher. Wie die Klippe dem-

nach für den Schiffer eine große Gefahr bildet, so kann auch das äußere Glück dem Menschen sehr gefährlich werden. Es bedroht die Grundbedingungen seines Lebens und Wohlbefindens.

Das trifft zunächst für die Gesundheit des Körpers zu. Wer sich vor- 1. a.
her mit einfacher und derber Kost genährt hat, kann es nicht lange ver- a.
tragen, wenn er, reich geworden, den Gaumen mit feinen Lederbissen und gewürzten Speisen kitzelt und den Magen mit ungewohnten und schwerverdaulichen Speisen überlädt. Ebenso übel ist der daran, der von Klein auf mit Süßigkeiten und schweren Speisen gefüttert wird. Der Körper wird durch die fortdauernden Angriffe geschwächt, bis er schließlich erliegt und eine ernsthafte, oft unheilbare Krankheit das Leben bedroht oder vorzeitig beendet. Dieser Ausgang tritt um so eher und sicherer ein, je mehr die ganze Einrichtung und Ausfüllung des Lebens die stille Vernichtungsarbeit unterstützt. Reiche Leute pflegen der körperlichen Anstrengung aus dem Wege zu gehen; Diener reichen ihnen, was sich ein anderer selbst holen muß, Pferde und Wagen aller Art laden sie ein, das lästige Gehen und Steigen zu unterlassen, Hitze und Kälte können sie von sich fern halten, und so verweichlichen sie mehr und mehr, bis die Haut und die edleren Organe im Innern widerstandsunfähig werden, die Muskeln erschlaffen und Krankheitskeime bei ihnen einen wohl vorbereiteten Boden finden. Oft trägt eine aufregende und ruhelohe Art des Genusses gesellschaftlicher Freuden noch dazu bei, die Nerven und die geistigen Kräfte zu zerrütten.

Schon die Verwöhnung des Körpers durch Nahrung und Kleidung, b.
mehr noch die Abneigung gegen ernste Arbeit und Anstrengung macht solche Glücklichen oft unfähig, die Kräfte zur Abwehr von Feinden zu gebrauchen, wenn es mal nötig wird, oder gar bei einem Umschwung des Glückes die Mittel zum einfachen Leben zu erwerben. Mancher, der einst im Überfluß lebte und sich in Purpur und köstliche Leinwand kleidete, verfällt später dem Elend, dem Armen- und Siechenhause. Den „verlorenen Sohn“, der dieses Ende vor sich sah, als er sein Gut verprast hatte, weil er nicht arbeiten konnte und sich zu Betteln schämte, rettete nur die rechtzeitige Umkehr vor solchem Schicksal. Er konnte noch den Entschluß fassen Tagelöhner zu werden. Oft aber wollen die, die schon einmal Herren waren, sich nicht unterordnen und Zwang leiden. Ganze Völker erliegen sogar diesem Fluche des Reichtums und Wohllebens, während einfach lebende Naturvölker und in starrer Zucht gehaltene Kriegervölker sich besser schützen und sogar zu Herrschern über andere werden können. Die Spartaner und Mazedonier überwandten die verweichlichten Perser trotz deren Überzahl, und die Germanen triumphten mit Leichtigkeit über die entkräfteten Römer des Westens und des Ostens. Daß die ursprüngliche Kraft durch Wohlleben verringert wird, sieht man an den Persern, die als urwüchsiges Gebirgsvolk die Mederherrschaft stürzen konnten und später den Griechen so verächtlich wurden. sieht man an den Tarentinern, die einst 100 000 Mann ins Feld stellen konnten und später ihre Stadt durch die Söldlinge des Pyrrhus verteidigen

lassen mußten. Die Üppigkeit, die den Untergang der früher tüchtigen Sybariten herbeiführte, ist sprichwörtlich geworden.

- b. Aber nicht genug, daß der Reiche durch die Art, wie er das Leben genießt, oft den Grund zum Scheitern seines leiblichen Wohls und Daseins legt, häufig erregt er auch den Neid der weniger Begünstigten, die selten geneigt sind, seine Pläne zu fördern. Das gilt sogar von denen, die einen guten Gebrauch von ihrem Reichtum machen und einen großen Teil zum Besten ihrer notleidenden Mitmenschen verwenden; auch sie, die Wohlthätigen und Weisen, werden bisweilen angefeindet von Verkommenen und Verkümmerten, nur weil sie reich sind. Hauptsächlich aber wendet sich der Neid und Haß naturgemäß gegen die Selbstsüchtigen, die ihr Gut entweder rücksichtslos zu mehrern suchen oder ohne Mitleid mit den Darbenden nur zu dem eigenen Behagen verwenden; ihr Leben und Eigentum sind nicht sicher vor den Angriffen der Verbissenen, denen die Wut über die vermeintliche Ungerechtigkeit des Schicksals das Urtheil über den eigenen Unwert getrübt und das sittliche Gefühl verwirrt hat, und noch weniger vor der Rache der Gefräßigen und Gemißhandelten, die aus dem Hinterhalte Vergeltung üben und sich Genugthuung verschaffen wollen.

2. Manchmal bewirkt der unverhoffte Gewinn eines äußern Glücks auch den Verlust des inneren, und oft genug wird die Überschätzung der sichtbaren Güter und des Einflusses und Ansehens bei den Menschen die Ursache, daß das wahre Glück der Gesinnung und Herzensgüte verkannt und verachtet wird.

- a. „Johann, der muntere Seifenfieder“ (Hagedorn) verliert im Glück mit der Freiheit zu singen auch den frohen Sinn und die Sorglosigkeit, die ihn vorher trotz seiner Armut zu einem wahrhaft glücklichen Menschen gemacht hatte. Und so leidet mancher unter der Sorge, die mit der Verwaltung und Behütung des Besitzes verbunden ist; andere seufzen unter der Last der Rücksichten, die ihnen ihre hohe Stellung im Staate oder in der Gesellschaft aufzwingt.

Als Abdallah das Gold und die kostbaren Geschmeide sieht, die ihm nicht gehören sollen, da „rieselt's ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz“ (Chamisso). Ein Geschäftsmann, dem eine kühne Berechnung gelungen ist, läßt sich, von Habguth ergriffen, wohl zu noch gewagteren Versuchen verleiten, deren Unsicherheit ihm die Ruhe raubt. *Crescentem sequitur cura pecuniam Maiorumque fames* (Hor. carn. 3, 16, 17). Und ebenso strebt der Ehrgeizige, dem das Glück einmal gelächelt hat, leicht weiter und verliert die Seelenruhe, wie Wallenstein, „des Glückes abenteuerlicher Sohn, Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg Und ungesättigt immer weiter strebte“ (Schiller, Prolog zu Wall. 97 ff.).

- b. Viele verlieren aber nicht nur die Behaglichkeit der Stimmung, sondern, was schlimmer ist, auch die Rechtschaffenheit und den Frieden des Gewissens. Horaz klagt, daß in Rom der Grundsatz herrsche: „Quaerenda pecunia primum est, virtus post nummos“ (epist. 1, 1, 53),

und leider hat die verfluchte Goldgier („auri sacra fames“ Vergil, Aeneis 3, 57), seit die Welt steht, den Menschen, der nicht genug davon besitzen konnte, auf die Bahn des Verbrechens getrieben, und aus Ehrsucht wird selbst ein so bevorzugter Mann wie Wallenstein zum Verräter und Macbeth zum Mörder und ungerechten Tyrannen.

Schlimmer noch ist die Störung des Glückes durch die Qualen des Gewissens bei denen, die noch auf die Stimme ihrer bessern Natur achten können. Der reiche Mann, der die arme Witwe aus der Wohnung trieb, „ward unruhig auf seinem Lager“ und „wälzte sich auf seinem Pfühle“; er „war voll Unmuts und wandelte umher“, bis er verschied (Krummacher, Die Stimmen des Gerichts). Die Parzen, „das furchtbare Geschlecht der Nacht, heftete sich an seine Sohlen“ (Schiller, Die Kraniche des Ibylus), wie Weislingen im Traum von dem „verächtlichen“ Blicke Götzens gequält wird und wachend ausruft: „Du bist ein furchtbarer Rächer, Gott!“ (Goethe, Götz 5, Auftr. 10.) Gar mancher, der, von Habsucht oder Ehrsucht getrieben, auf unredliche Weise weiter schreiten will, muß erkennen, wie wahr das Wort ist: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang“ (Schiller, Glocke), und daß er sich den Genuß durch Unrecht und Schuld vergällt hat.

Ja, wenn man die Zukunft voraussehen könnte oder wollte! Der rich- II. tige Seefahrer weiß, daß Klippen seinem Schiffe Verderben bringen können; er fährt daher vorsichtig und aufmerksam, besonders durch unbekannte Meere. Trotzdem kann er einmal ohne Schuld Schiffbruch erleiden; aber oft liegt es an der Führung des Schiffes, daß es an einer Klippe scheitert und dann jäh versinkt und völlig verloren geht.

Dies ärgste Schicksal wird der Brigg freilich erspart, da sie der alte 1. „Lotse“ in Giesebrechts Gedichte noch rechtzeitig zum Einlenken bringen kann. Aber der Kapitän muß sich doch in einem großen Irrtum befunden haben, als er das Schiff in solchem gefährlichen Fahrwasser so schnell dahin segeln ließ. Entweder kannte er die Gefahr nicht oder hatte es so eilig, das Ziel der Fahrt zu erreichen, daß er sich die Zeit zu dem sicheren Umwege nicht nehmen wollte, oder endlich er hatte seine Pflicht vergessen und forderte das Glück heraus. So tragen auch die Glücklichen meist selbst die Schuld, daß ihnen das Glück zur Klippe wird, an der sie scheitern.

Unkenntnis der Gefahr verleitet namentlich diejenigen, welche das Glück a. erst aus der großen Masse herausgehoben hat, die Auszeichnung in unverständiger Weise auszunutzen und sich dem Genuße der ungewohnten Annehmlichkeiten unbesorgt hinzugeben. Sie glauben, ihr Körper vertrage die Lebensweise, die sie ihm zumuten, und schieben die Schuld an den üblen Folgen, die sich dann zeigen, auf andere Menschen oder auf Zufälligkeiten, halten wohl gar die beginnende Empfindlichkeit des Magens, der Nerven für ein untrügliches Zeichen des vornehmen Wesens, wie es sich für sie paßt, und vermehren durch übelangebrachte Vorsichtsmaßregeln, durch Verwöhnung und Abwechslung der Reize, das Unheil eher, als daß sie es heben. Sie achten nicht auf die böse Nachrede und die Anzeichen des

Reides in dem Glauben, nur ihr gutes Recht auszuüben, wenn sie nach Herzenslust leben und leben lassen, und trauen sich zu, sicher den Zeitpunkt bestimmen zu können, wo sie bei ihren Unternehmungen mit dem Wagen und Herausfordern aufhören müssen, bis es zu spät ist, bis Gesundheit, Vermögen, Einfluß und Ansehen verloren oder wenigstens schwer geschädigt sind. Sie haben zu können geglaubt, was sie nicht können.

- b. Andere glauben zu müssen und gehen daran zu Grunde. Den äußern Anstand, die gesellschaftlichen Rücksichten, die Mode machen sie zu ihren Herren, denen sie sich willig, vielleicht auch unwillig unterordnen, ohne die Kraft und den Mut zu haben, sich den übermäßigen Anforderungen zu entziehen, die an ihren Geldbeutel, an ihre Zeit und an ihre Lebenskraft gestellt werden. Sie fürchten, für geizig oder ungebildet gehalten zu werden, wenn sie nicht in Kleidung und Wohnung, bei gesellschaftlichen Vergnügungen und vornehmen Liebhabereien den Verpflichtungen genügen, die ihnen nach anderer Leute Ansicht ihre Abkunft oder ihr Stand, ihre soziale Stellung oder ihr Verdienst auferlegen. Die Folgen einer vornehmen Heirat, einer Standeserhöhung, des Hofdienstes und übertriebener Gastfreundschaft können dem wohl ein Vermögen aufzehren, die Gesundheit untergraben und die Ruhe rauben, der nicht Willenskraft genug besitzt, die angeblich notwendigen Forderungen entschieden abzuweisen. Vorurteile und ein einseitiger Ehrbegriff verleiden sogar einem Tellheim das grenzenlose Glück, eine schöne, reiche und gute Braut, treue Freunde und den Ruf eines braven Mannes zu haben.

- c. Die größte Schuld aber läßt derjenige auf sich, der von dem Glanze des äußerlichen Besitzes und Ranges so geblendet wird, von dem Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit und Vorzüglichkeit so eingenommen ist, daß er den richtigen Maßstab, mit dem er sich zu messen hat, ganz verliert und aus Vermessenheit und Überhebung glaubt tun zu dürfen, was er nicht sollte. Eine solche Gesinnung brachte das „schmutze Mägdelein“ von Stavoren in Elend und Not; erst war „die Armen zu verspotten ihr allerliebstes Spiel“, aber „fluchend und verzweifeln“ starb sie den Hungertod“ (Vd. Böttger, Stavoren). Wallenstein hält sich für ein „hellgebornes Joviskind“, das in die geheimnisvollen Tiefen der Natur eindringen kann, für den „Riesengeist“, der den Sklavenseelen und Drahtmaschinen des Menschengeschlechtes seine Bedingungen vorschreiben kann, und beschwört durch seine Anmaßung gerade so das Verderben herauf, wie es der wilde Jäger bei Bürger und der junge Lord von Edenhall bei Ahland, durch ihre frevelhafte Herausforderung des Schicksals tun.

Wer sich für allmächtig hält, weil er durch sein Geld oder seinen Einfluß vieles durchsetzen kann, was sich sonst nicht leicht erreichen läßt, und für unfehlbar, weil seine durch Schmeichelei noch genährte Eitelkeit ihm den Blick für die dem Menschen gesetzten Schranken verschleiert, und darum kalt bleibt beim Anblick fremden Elends, sich gegen die rührenden Bitten der Armut und der Unschuld verhärtet, sich von den früheren Genossen und

Freunden stolz abwendet und über die Niederen hochmütig wegschreitet, der verlegt und beleidigt, reizt zu Haß und Vergeltung und bringt den Unfrieden zwischen ganze Stände, wobei die Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden müssen. „Die Tugend übt sich schlecht im Glück“ (Körner, Zriny 5, Austr. 4), und der Anfang des Übermutes ist oft nur die Meinung, daß man sich selbst durch Ab sprechen und Geringachten besser und wichtiger machen könne, die Neigung, die eigene Mangelhaftigkeit zu entschuldigen, wenn man seine Lüste als notwendige Folgen der Natur und seine Rücksichtslosigkeit als eine berechnete Art des Herrencharakters der Edleren betrachtet und sich ausleben zu dürfen glaubt, wie die willkürlich angenommene Genialität es zu fordern scheint.

Da liegt dann aber auch gewöhnlich der Hauptgrund für die Schwere 2. des Falles. Die Schiffsleute und die Glücklichen werden gewöhnlich vom Unglücke überrascht, wenn sie am wenigsten daran denken und sich gar nicht oder nicht genügend dagegen geschützt haben, so daß es sie besonders empfindlich treffen kann.

Ein wirklicher Blitz endet vier Leben mit einem Schläge, darunter a. auch das der glücklichen Mutter und ihres Kindes, die mit voller Sicherheit auf die Freuden des Feiertages rechnen (Schwab, Das Gewitter), und wie ein Blitz trifft Wallenstein der Stahl der Rache, als er glaubt, den goldnen Zirkel schon gefaßt zu haben. Plötzlich gewahrt Arion, daß er „den Menschen allzuviel getraut“ hat, als ihm die Schiffer, „nach seinen Schätzen küstern“, den Tod ankündigen (M. W. v. Schlegel), und wider alle Erwartung schlägt Roland, „dieser kleine Fant“, dem Riesen die Hand ab, daß er „das Kleinod mißsen“ muß (Uhland, Roland Schildträger). Arglosigkeit und Sicherheit wird vielen Glücklichen zum Verderben. „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, Aufbaut auf dem betrüglischen Grunde?“ (Schiller, Braut v. Mess. 3, 265 ff.) „Weder das hohe Byzanz noch das güterreiche Venedig Raubten einstens den Preis der weltberühmten Vineta. — Und im Moment, wie von Sand ein Spielwerk müßiger Knaben, War mit Mauern und Wällen und Türmen und Menschen und Göttern Untergegangen die Stadt“ (Meinhold, Vineta), wie die Sage meldet, zur Strafe für das gottlose Leben der Einwohner. Der warnende Ruf des Lotfen: „Links müßt ihr steuern!“ kommt oft zu spät, wird wohl gar absichtlich überhört und verlacht; so waren die unbesonnenen Feldherren der Jahre 217 und 216 v. Chr., die aus Eitelkeit und Prahlerei den listigeren Hannibal schlagen wollten, taub gegen alle vernünftigen Vorstellungen, bis sie das Unglück herbeigeführt und dem Vaterlande einen unermeßlichen Schaden zugefügt hatten.

Denn die Größe des Unglücks richtet sich gewöhnlich auch nach dem b. Grade der Verblendung, mit der es herbeigeführt wird. Wie das Schiff um so stärker an die Klippe stößt, je unvorsichtiger und unbesorgter seine Führer sind, so muß auch dem Glücklichen, der sich in Sicherheit eingewiegt oder sonst dem Unglück nicht vorgebeugt hat, der Umschlag je unerwarteter,

um so empfindlicher treffen. „Wo große Höh', ist große Tiefe“ (Wall. Tod 4, 387), und wenn die Emporgehobenen nicht achtgeben, stürzen sie unversehens, ohne sich halten zu können, und „hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall“ (Br. v. Mess. 238 f). Wer nun den Fall überlebt, dem ist das Unglück auch nicht immer eine gute Schule. Mancher, der seine Fehler vorher nicht gesehen hat, kommt auch durch das Unglück nicht zur Einsicht; er hält die Folgen seiner Taten für die Launen eines ungerechten Geschicks und schleppt sein Dasein in Verbitterung und Verdüsterung dahin, murtelt gegen die Vorsehung und grollt den Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, wie es etwa die Fürstin in der Braut von Messina tut oder Niobe bei Ovid; ein anderer, der zur Einsicht gelangt, kann doch die eingebüßte Achtung vor sich selbst nicht wiedergewinnen, weil es ihm an der Willenskraft fehlt, das Unheil wieder gut zu machen, das er herbeigeführt hat, wie Jason in Grillparzers Medea, oder weil ihm die Zeit dazu fehlt, wie Weislingen in Goethes Götz.

- C. Demnach ist es so, wie Gordon zu Wallenstein sagt: „Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben!“ (Wall. Tod 5, 378.) Doch ist das nicht die Furcht vor dem Reide der Götter, dem die alten Griechen durch ein freiwilliges Opfer zu begegnen suchten (vgl. Wall. Tod 5, 382 ff), sondern die Furcht, daß man aus Unverstand, Schwäche oder Überhebung an der Klippe des Glückes scheitern könnte. Wer mit Vorsicht und Aufmerksamkeit sein Lebensschiff lenkt, wird die Klippe meist umschiffen können und verhüten, daß ihm das Glück gerade der Anlaß zum Unglücke werde. Er muß bedenken, daß man das wahre Glück im eigenen Busen zu suchen hat, und die Mahnung des Horaz beherzigen: „Bene ferre Magnam disco fortunam!“ (carm. 3, 27, 74.)

